Ringkämpfe.

Zweiter Band.

Ringkämpfe.

Roman

von

Georg Hartwig.

Zweiter Band.

Berlin 1889.

Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Die Nacht verging. Der Tag brach an. — Der erste Tag im Monat Mai.

Armin Falks Bett stand unberührt. Er selbst lehnte am geöffneten Fenster, das Haupt in die Hand gestützt. Seine Züge waren in das ernste, kühngeschnittene Antlitz schärfer eingegraben und trugen alle blasse Spuren einer durchrungenen Nacht an sich.

In das Chaos seiner Gedanken hinein sprach noch kein Gotteshauch das erlösende Wörtchen: „Werde!“ Kein Licht sank noch in die tiefe Nacht seiner verratenen Liebe wie ein geoffenbartes Heil. Der Schmerz war überwunden, aber die Schmerzen, welche wie die Köpfe der lernäischen Schlange immer von Neuem nachwuchsen, diese Schmerzen führten Armin Falk bis dicht an den Abgrund des Lebens=

überdrusses. Ja, es gab einen Augenblick, wo er die Hand gegen den Schöpfer dieser schmerzenreichen Welt freventlich ballen wollte, er, der zukünftige Priester, der Lehrer und Jünger des göttlichen Wortes.

Das war vorüber, diese Krisis überwunden. Aber Zwiespalt, der unversöhnt fortnagende Zwiespalt war geblieben und hatte durch diese letzte Erfahrung nur gewonnen. Glutrot flammte er durch das rastlos grübelnde Hirn des Unglücklichen. Armin glaubte über diesem unlösbaren Rätsel zuletzt den Verstand zu verlieren.

Er richtete das brennende Auge zum Himmel empor. Noch hing er dunkel wie sein Gemütszustand selber über der träumenden Erde, welche, vom Lenzeskuß des ersten Maientages erweckt, alsbald zum hellen Liebesleben erwachen sollte. Die dumpfe Ruhe vollkommener Erschöpfung ließ ihn den Stützpunkt am geöffneten Fenster finden. Dort hinein wehte es wohlthuend kühl über Armins feuchtheiße Stirn. So stand er noch, als der Morgen nebelumwallt anbrechen wollte. Da plötzlich hob ein tiefer, aus dem innersten Quell seiner Leiden dringender Seufzer die

bedrängte Brust des jungen Mannes; gleich einer Frage stieg er zum Himmel empor.

Armin schlug die Augen auf. Schon lag die Wandlung der Natur wie ein neues Schöpfungswerk vor ihm. Licht Alles umher und die dunkle Nacht verschwunden. Fort mit ihren unheimlich ringelnden Schatten, ihrem mystisch lastenden Schweigen. Rosen, vom Himmel gefallen, ruhten auf seiner Hand, auf seinem Haupt — das Aethermeer selbst ein einziger glühender Rosenschleier, dahinter die Jubelsänger des Wonnemondes ihre Stimme schüchtern versuchten.

Und wie dieser Schleier jetzt zerriß, gleichsam beschämt und anbetend zur Erde niedersinkend auf den tauigen Wiesengrund und die schwellende Fliederpracht, da schwebte die frei gewordene Majestät des Tages unter dem frohbewegten Rauschen des Windes, dem aufsteigenden Opferdunst unzähliger Blumenkelche, den triumphirenden Psalmen liederfroher Vogelkehlen langsam hinauf zu ihrem Gnadenthron.

Armin empfand diese Wandlung wie eine hinweisende Aufforderung aus einer andern Welt. Er

breitete die Arme gegen das leuchtende Firmament aus und Thränen tiefer, schmerzlicher Begeisterung füllten sein dunkes Augenpaar.

„Allmächtiger Schöpfer," flüsterte er, „gütiger Vater, dessen Werke unsern Kleinmut niederdrücken, da sie ihn erhöhen müßten, aus diesen dampfenden Nebeln, aus diesem purpurnen Dämmerlicht führtest Du die Erde wie eine Braut zum Sonnenkuß, Du wirst auch die ringende Seele in mir durch Leid und Kampf zum Strahl der richtigen Erkenntniß führen. Du verlieheſt dem vernunftbegabten Menschensohne einen Teil Deines Geistes, nicht damit er ihn in Zweifeln ersticke, sondern daß er Dich in diesem Gnadengeschenk zu erkennen suche mit aller Inbrunst, daß er ihn vorwärts strebend durchs Leben trage und ihn so unbefleckt, wie unsere Schwäche es gestattet, in Deine Hände zurückgebe. So haben wir Menschen Teil an Deiner göttlichen Macht, dürfen uns mit heißwallendem Verlangen an Deinen Segnungen erfreuen, wie ich jetzt die schmerzbeladene Brust mit unaussprechlichem Dankgefühl dieser erlösenden Morgenstunde entgegendränge —"

Wie lange er in diese Betrachtungen versunken dagestanden, Armin wußte es nicht. Er wandte sich erst um, als seine Hauswirtin den Kaffee hereintrug und verwundert das unberührte Bett und den angekleideten Mann betrachtete. Neben die Tasse legte sie ein großes, mit steifem Siegel versehenes Schreiben und entfernte sich.

Armin schlürfte den heißen, belebenden Trank in schnellen durstigen Zügen ein. Er fühlte allmälig die gewohnten Kräfte zurückkehren.

Ganz zuletzt, als er schon seine Toilette beendet hatte, fiel ihm das Schreiben in die Augen. Er griff danach, erbrach es mit einer gewissen Hast und las:

„Da meine wohlgemeinten Ermahnungen kein anderes Resultat herbeigeführt haben als offenbaren Ungehorsam und sträfliche Widersetzlichkeit gegen das Regiment der Kirche, so halte ich es für meine Pflicht, dem Konsistorium hiervon Kenntniß zu geben. Die weiteren Folgen mögen Sie verantworten.

Werner, Oberpfarrer."

Armin ließ das Blatt verwundert sinken. Er konnte den Schlüssel zu dieser unvermuteten Wand=

lung so schnell nicht finden. Verhältnisse hatten die Abhaltung seiner zweiten Predigt um mehrere Wochen verschoben, somit lag kein Grund vor, ihm aus der noch nicht eingereichten Ausarbeitung einen Vorwurf zu machen.

Endlich gedachte er des gestern Abend bei seinem Fortgehen durch den Küster erhaltenen Briefes. Derselbe steckte noch völlig unberührt in der Paletottasche. Vielleicht barg er eine Lösung des so folgenschweren Rätsels. Armin riß das Couvert mit nicht ganz fester Hand auseinander. Der Inhalt des Schreibens, von der Hand des Oberpfarrers verfaßt, lautete kurz und bündig:

„Zu meinem unwilligen Bedauern habe ich gehört, daß Ihre Eitelkeit Sie verführt hat, trotz des unliebsamen Vorganges, welcher die Aufmerksamkeit der Stadt mehr auf Sie gelenkt hat, als mir zulässig und förderlich für Ihren zukünftigen Beruf erscheint, abermals mit einer weltlichen Dichtung vor das Publikum zu treten. Ich hoffe, daß das Gerücht, welches sich dahin verstieg, zu behaupten, Sie würden diese Dichtung

persönlich zum Vortrag bringen, geirrt hat. Sollte indeß wider Erwarten meine Annahme eine falsche sein, so verbiete ich Ihnen hiermit diese in Ihrer Lage durchaus ungehörige Schaustellung und erwarte, daß es nur dieses Hinweises bedarf, Sie zur Anerkennung meiner fürsorglichen Nachsicht zu führen."

Der junge Mann ließ das Schreiben verwirrt fallen. Was nun? Wie und womit sollte er sich verteidigen? Mit der Gleichgültigkeit, die ihm eine Botschaft seiner Vorgesetzten nicht einmal der oberflächlichsten Beachtung wert scheinen ließ? Diese Entschuldigung war eine neue Anklage. Und konnte er denn Jemand in sein Herz blicken lassen, welches für diese Unterlassungssünde so schwer, so namenlos schwer bereits gebüßt? Würde er überhaupt einen menschlichen Richter in diese Schmerzen hineinschauen lassen wollen? Nein, tausendmal nein!

Er dachte an die Stunde, wo er dem Ober pfarrer die blutenden Wunden seiner Seele mit Aufbietung aller Selbstbeherschung verleugnet und ihren nagenden Schmerz durch aufgezwungene Demut mit

Hülfe des kühlen Verstandes flüchtig zum Schweigen gebracht. Aber die Demut, deren er bei einer abermaligen Zurechtweisung bedurfte, würde sich nicht mehr erzwingen lassen, das fühlte Armin. Aus den Klammern aller guten Vorsätze, aller Sohnespflicht, aller Selbstbeherrschung würden die Flammen der freien Anschauung hervorbrechen und das aufgestapelte Material engherziger, schematischer Grundsätze zu verzehren trachten. Dagegen hielt kein Widerstreben Stand. Ihm schwindelte. Und seine Zukunft? Und seine Mutter?

Wie ein Trunkener fuhr er vom Stuhl auf — Hatte Jemand an die Thür geklopft?

Sie öffnete sich ohne seinen auffordernden Ruf. Eberhard von Göpping trat ein.

Die edle Resignation dieser leidenden Züge legte etwas wie Scham über Armins brennende Stirn. Er wandte sich zum Fenster.

Göpping ging ihm nach und berührte seinen Arm. „Die Maske herunter — wir sind allein! Ich will Ihnen den Strom entsiegeln helfen, Armin Falk. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich das

Messer scharf ansetzen muß. Hören Sie: Valentine hat sich gestern Abend noch mit Vollreck verlobt! Das sollten Sie von mir zuerst erfahren, deshalb kam ich!"

Armin nickte. Ein dumpfer Druck, der langsam vom Herzen bis zu den Stimmbändern hinaufstieg, machte ihm eine Antwort unmöglich.

„Es giebt ein Märchen," sagte Göpping, die jähe, fahle Blässe des jungen Mannes mit tiefer Wehmut betrachtend, „vom Ritterfräulein Wunderhold. Kennen Sie es?"

Armin schüttelte stumm das Haupt.

„Man muß sich stets belehren lassen. Also hören Sie! Dieses Ritterfräulein Wunderhold wies einen Freier spöttisch zurück, weil er kein so kostbares Gewand trug, als ihr zweiter Verehrer es besaß. Später als Weib dieses schön geputzten Kleiderstockes erfuhr sie, daß der armselige Freiersmann ein verkleideter Prinz gewesen sei, und weinte über ihre Thorheit ein ganzes Faß thränenvoll. Die Fabel ist lehrreich."

„Ohne Nutzanwendung," murmelte Armin.

„Sehen Sie mich an!" sagte Göpping mit der

ihm eigenen zwingenden Würde. „Der Prinz sind Sie, Armin Falk. Es liegt wenigstens nur an Ihrem festen Willen, diese unscheinbare Hülle von sich zu werfen.“

Er lachte bitter auf, eilte zum Tisch, ergriff die beiden Schreiben des Oberpfarrers und drückte sie Göpping in die Hand. Dann stürzte er in unbezwinglicher Erregung zum Sopha, warf sich in dessen Kissen, legte beide Hände vor sein Antlitz und brach in ein lang zurückgestautes, nicht mehr zu unterdrückendes, erlösendes Schluchzen aus.

Es klang schaurig durch die atemlose Stille des Gemaches.

Göpping unterbrach anfänglich mit keiner Silbe diesen elementaren Ausbruch eines heiß empfindenden Gemütes. Zuletzt legte er die Rechte auf seine Schulter und fragte sanft: „Was beweinen Sie, Armin Falk?“

Armin fuhr auf. „Verzeihen Sie — ich leide unsäglich!“ Er drückte über sich selbst zürnend das Tuch krampfshaft heftig gegen die Augen.

„Um wen? Um was? Doch nicht um ein Weib

wie unser Ritterfräulein Wunderhold?“ fragte Göpping sehr nachdrücklich. „Ich will Ihnen etwas sagen: Der Schuldige waren Sie! Gehen wir einmal der Sache auf den Grund. Sie können von einem Herzen nicht mehr verlangen, als es hergeben kann. Der geistig kurzsichtigen und blinden Menschen giebt es unendlich viel mehr als der hellsichtigen. Den Schwan im Entenei zu wittern, verlangt ein sehr geübtes Menschenkennerauge, ungefähr eins, wie ich es besitze. Nun wohl, ein Heiratskandidat wie Sie wird in der langen Reihe leistungsfähiger Freier ganz naturgemäß immer der letzte bleiben, selbst wenn Hochmut und Genußsucht ausgeschlossen wären.“

Er lachte schmerzlich. „Sie brauchen mir den Hinweis auf meine elende Dorfpfarre nicht ins Gedächtniß zu rufen, er steht mit unauslöschlichen Lettern darin eingezeichnet für immer! Ja, wäre es, wie Sie sagten, höbe mich eine zufällige Wendung des Geschicks, die nie, nie eintreten kann —“

„Weshalb nicht?“ unterbrach ihn Göpping, neben ihm Platz nehmend und seinen verkrüppelten Körper fest in die Kissen drückend.

Armin fuhr sich über die schmerzenden Augen. „Hier, hier liegt der Beweis — und Sie fragen noch? Nein, es muß heraus!“ unterbrach er sich heftig. „Sie sollen in die geheimste Tiefe meiner Seele sehen, und wenn Sie dann noch glauben können —“ Er richtete sich auf. „Ich muß weit ausholen, muß zu meiner Jugendzeit zurückgreifen, deshalb Geduld! Mein Vater war ein armer, kärglich besoldeter Elementarlehrer, meine Mutter ist eines Dorfältesten vermögenslose, brave Tochter. Ich allein blieb ihnen von allen Kindern am Leben. Wie es so in Familien zu gehen pflegt, man bestimmte mich im zartesten Alter schon zum Geistlichen. Ich liebte diesen Beruf mit kindischem Eifer. Mein Vater starb allzu früh. Nach seinem Tode leisteten Verwandte und Freunde der Mutter allen Beistand, dem einzigen Sohne das Studium der Theologie zu ermöglichen. Sie ging Verpflichtungen ein in der festen Hoffnung auf meine gesicherte Zukunft. Ja, ihre Fürsorge trieb sie zuletzt an, bei einer Nichte für sich freien Unterhalt zu erbitten, um mir den geringen Betrag ihrer Pension völlig zuwenden zu können.

Herr von Göpping, als ich zur Universität abging, lebte in mir die heißeste Ungeduld, den an mich gestellten Anforderungen baldigst zu genügen, lebte in mir ein fester, noch unerschütterter Glaube an meine Berufung zum geistlichen Stande, an die Auserwähltheit meiner seelsorgerischen Thätigkeit. Dann aber kam eine Zeit —" stieß er rauh hervor, Göppings Hand pressend.

„Wo Sie aufhörten, zu glauben, was Sie doch predigen sollen," fiel dieser ruhig ein.

Armin sprang auf. „Ja, wo ich durch den Mythendunstnebel der Jahrtausende hindurch auf den Grund der Dinge sah, wie sie gewesen sind und nicht anders gewesen sein können, wo ich aufhörte, das Christentum, welches wir besitzen, diesen unentwirrbaren Knäuel gröbster und sentimentalster Widersprüche, diese Zuflucht der unchristlichsten Intoleranz, dieses Afterbild der reinen Lehre des Christos, des Lichtmenschen, als ein Dogma aufzufassen, dessen Auslegung und Erfüllung je Heil entsprießen könne. Mit Entsetzen, mit Schaudern sah ich die Kluft in mir bei jedem neuen Schritt vorwärts sich erweitern.

Das Pharisäertum vollbewußter Heuchelei und dünkelhafter Ueberhebung grinste meinen heiligen Gottesglauben, den ich mit wonnereicher Andacht im Busen fühlte, höhnisch an. Aber ich durfte ja diesem lebendigen Strom, der in mir brauste, keinen Ausfluß gestatten. Dinge, die keines Menschen Sinn begreifen, Thesen, an welchen die Thatkraft sich nicht üben, sondern nur erlahmen kann, dumpfe Rätsel, die die gesetzgebende Natur auf den Kopf stellen, das waren die Spindeln, um welche mein widerwilliger Unglaube neues Garn spinnen sollte. Ich hätte mich der wundersüchtigen Menge und ihrer helotischen Denkträgheit entgegenstürzen mögen, um sie vor der Irrlehre Derer zu bewahren, in deren Fußstapfen ich doch wandeln sollte, ich hätte den falschen Priesterchristus verhüllen mögen für alle Zeiten gegen den ewig wahren, heilspendenden, gottesgläubig wie ich durchdrungenen Mariasohn — —"

Er atmete wie im Fieber, sein ganzer Körper flog vor Erregung.

„Armin Falk —!"

Er hörte nicht. Das qualvolle Geheimniß ruhe-

loser Tage und schlummerloser Nächte sprengte alle Riegel der Zurückhaltung.

„Mit diesem Bewußtsein kam ich mir nicht besser vor als die nie aussterbenden Jerusalemitischen Schreier, die heute ‚Hosiannah' rufen und morgen ‚Kreuzige ihn!' So heilig der Stifter mir in seiner weltverachtenden, sittlichen Größe, und ich so elend, so verächtlich spekulirend auf die Gefühlsnebelei meiner Mitchristen! O, wie oft, wie oft habe ich meine Seele in den Vorhof des Pilatischen Palastes geschickt, wo der Edelste aller Sterblichen, der gottähnlicher als wir Alle seinem Schöpfer entstammende Menschensohn, für seine hehre Ueberzeugung lautlos litt! Wie oft mit ringender Angst zu seinem Kreuze aufgeschaut, welches ich mit meinem unlauteren, dem Eigennutz dienenden Blicke zu entweihen fürchtete! Für mich galt sein hochherziges Kreuzeswort nicht — ich wußte ja, was ich that!"

„Armin Falk —!"

„Ich sah mich zitternd wie ein Verbrecher um auf dieser unserer Welt. Ich sah ihre Paradiese, ihre Seligkeit, ich fühlte ihr schrankenloses, Allen

offenstehendes Glück und marterte mich vergebens ab, diese Gottesgaben mit meiner unwürdigen Zunge als Frevel, als sündige Gelüste der verderbten Menschenbrust zu brandmarken, als Teufelslist und Fallgruben. Ich sah das klaffende Elend dieser Erde, hörte den Hülfeschrei der Unglücklichen, das Aechzen der Verzweifelten, ich fühlte der Menschheit Not und Jammer aus meinem stockenden Pulsschlag und fragte mich: Giebt es denn nicht genug Verdammniß schon auf Erden? Muß Priesterwut noch eine neue Hölle nach dieser Zeit hinzudenken?"

„Sie muß es!" sagte Göpping ruhig. „Die meisten Kinder bedürfen des Hinweises auf ernste Strafe, um die vorgeschriebenen Wege der Moralität inne zu halten, ja, für einen großen Bruchteil ist dieser Hinweis geradezu die Krücke, auf welcher sie mühsam an ihren Lastern vorüberhinken. Das Volk ist immer Kind gewesen, Armin Falk, und wird es bleiben. Versuchen Sie es, ihm die Idee des Gottesreiches beizubringen, des Gottesreiches, welches sich Jedem und in jedem Augenblick erschließt, wo der Eingehende sich von der Grabesnacht seiner Irrtümer

zum Licht der richtigen Erkenntniß durchringt, versuchen Sie, ihm den Wahn zu nehmen an ein unfaßbares, begriffloses Wort, das da im Anfang war, und setzen Sie an seiner Statt den hehren, klaren Begriff der Vernunft: Im Anfang war der Logos, die Vernunft, und Gott war die Vernunft, und die Vernunft war in Gott und Gott in ihr! — versuchen Sie es, Sie werden auch gekreuzigt und verbrannt. Nichts ist nächst der Wahrheit so gescheuet und gehaßt auf Erden als die Vernunft!"

„So ist es Sache der erleuchteteren Geister, diesen kindlichen Wahn zu zerstören!" rief Armin flammenden Blickes. „Eine Ehrenpflicht des älteren Bruders gegen den jüngeren!"

„Wollen Sie ihm nicht auch gleich Ihr geklärtes Denkvermögen, Ihre Charakterfestigkeit, Ihr sittliches Strebertum mit übermitteln? Hier liegt der Knoten, mein Freund! Nehmen Sie ja nichts, was Sie nicht ersetzen können! Einen Stab wegschlagen, ist sehr leicht, einen anderen zu finden, oft desto schwerer. Alle Wandlungen kommen von innen heraus; die

eigene Seele muß sie gebären unter heißen Schmerzen. Und der größte Teil der Menschheit scheut den Schmerz als das bitterste Erbübel. Die Sache an sich ist hoffnungslos, so glaube ich, ebenso wie zu allen Zeiten und aller Orten jene erleuchteteren Geister den Kampf zwischen Wort und Vernunft mutig aufgenommen haben — aus Menschenliebe."

„Sie würden sich nicht daran beteiligen?" fragte Armin heftig.

„Nein! Der Glaube eines Menschen richtet sich nach dem Maßstab seiner geistigen Fähigkeiten. Wo dieselben schwach vorhanden sind, tritt naturgemäß das Gemüt desto ausschließlicher an deren Stelle. Sinnliche Wahrnehmung wird dann Religion, Form wird zum Inhalt und die Worte: Vertretung, Medium, Mittler werden zum Begriff. Wem ein greifbares Gängelband unentbehrlich dünkt, deß Dankbarkeit mag die Hand segnen, welche nicht müde wird, ihm ein solches hinzureichen. Sie können einem schwachen Auge den Glanz des Sternenhimmels nicht begreiflich machen, bevor Sie dies Auge bewaffneten. Und haben Sie es gethan, so steht zehn gegen eins zu

wetten, daß Ihr Patient rufen wird: ‚Vorher habe ich Alles, was ich mit meinen Blicken erspähen konnte, viel größer, viel schöner gesehen!‘ Er wird enttäuscht sein.“

„Ihre Lebensweisheit mag Recht behalten,“ sagte Armin, Göppings Hand ergreifend, „aber trotzdem kann der Drang in mir nicht gestillt werden, mein schwer errungenes Hoffen und Erkennen der gleichfalls ringenden Menschheit zum Troste zuzurufen.“

„Das sollen Sie, Armin Falk! Aus der Tiefe Ihrer warmfühlenden Seele heraus sollen Sie unentmutigt von Enttäuschung und Verrat die Ihnen gegebenen Himmelskräfte hervorströmen lassen, sollen die Blume der Belehrung wie den Stachel der Verdammniß in gleich leuchtendem Gewande zeigen. In dem Spiegel Ihrer eigenen Ringkämpfe sollen Sie die Schwächen der Menschheit schonen, ja achten lernen. Und zu dieser neuen, besseren Klärung Ihres heutigen Jugendeifers durchgedrungen, sollen Sie von berufener Stätte aus, ein Priester weltver-

achtender Wahrheit, im Dienste strenger Tugendliebe, fruchtbaren Samen in das Herz Ihrer Hörer streuen, sollen Sie Furcht und Mitleid erwecken."

„Aristoteles —" murmelte der junge Mann, mit zuckenden Lippen und starren Blickes in das blasse, geistvolle Antlitz seines Gönners schauend.

„Ja wohl, Armin Falk," sagte Göpping, und jenes unbeschreibliche Lächeln, welches Lonny einst so begeistert hatte, flog mit wundersam leuchtendem Glanz über seine Züge. „Der ‚Dichter-Kandidat' hießen Sie. Der Kandidat ist unmöglich geworden — so bleibt nur noch der Dichter. Als solchen begrüße ich Sie hier in aller Stille."

Armin faßte wie geblendet nach der Stirn. „Ich — o, meine Armut —"

Göpping erhob sich langsam. „Ihre Armut, sagen Sie? Ich finde Sie sehr, sehr reich, Armin Falk. Sie brauchen von meiner Großmut nicht allzuviel zu fürchten. Nein, hören Sie mich ruhig an. Wenn Sie mir zum Abschied die Hände drücken wollen, mag es gern geschehen, jetzt nicht. Setzen Sie den Oberpfarrer Werner in aller Bescheidenheit

und Ruhe von Ihrem Entschluß in Kenntniß, der Theologie von Stund an zu entsagen."

„Meine Mutter —" stammelte Armin Falk, von dem Wechsel seines Geschicks nahezu geblendet. „Nie wird sie darein willigen!"

„Das überlassen Sie mir!" sagte Göpping, seine schmale Rechte beruhigend auf den Arm des Hocherregten legend. „Ich werde die Verpflichtungen Ihrer Mutter gegen Freunde und Verwandte decken, darum keine Sorge. Desgleichen strecke ich Ihnen eine Summe vor —"

„Herr von Göpping!" rief Armin und in sein tiefes, dunkles Auge trat abermals ein helles, zitterndes Tropfenpaar.

„Nun, was denn? Ein Vorschuß, nichts weiter! Je eher Sie im Stande sind, mir denselben zurückzuerstatten, desto lieber wird es mir sein, Armin Falk." Seine Stimme war sehr weich geworden. „Gehen Sie mit Gott an Ihren neuen, schönen Beruf, Armin Falk, und machen Sie, daß ich dieser Stunde als einer jener spärlichen, glücklichen gedenke, mit denen mein Leben geschmückt ward. Leben

Sie wohl, Armin Falk! Wir sprechen uns noch weiter!"

Der junge Mann, auf den Gipfel einer ihm selbst noch unbegreiflichen Seligkeit gehoben, beugte seine hohe, lebenskräftige Figur in überwallender Dankbarkeit zu der kleinen, verkrüppelten Gestalt Göppings nieder.

„Sie schenken mir mehr als Geld und Gut," sagte er mit bebender Stimme, „Sie geben mir den Glauben an mich selbst zurück. In diesem Glauben gelobe ich in Ihre Hand, daß nichts auf der Welt mir den Augenblick rauben soll, wo ich mit der Palme des Sieges geschmückt, reinen Herzens und reinen Blickes Sie an diese Stunde gemahnen darf!" Er beugte sich über Göppings Hand und küßte sie leidenschaftlich zärtlich.

* * *

Schlaflos wie Armin Falk hatte auch Herbert Steinwehr diese Nacht durchwacht. In seinem überreizten Hirn drängten sich die Bilder der letztverflossenen Stunden, wie die Nebenströme unaufhalt-

sam einem brausenden Hauptstrom zudrängen, den ihr Zufluß grundtief aufwühlt und mit zwingender Gewalt über seine Ufer hinwegschleudert. Dieser Hauptstrom, dessen atemraubende Elementarkraft Herbert mit Angst und Entzücken in sich rauschen fühlte, seine Liebe zu Senta und Senta's Liebe zu ihm, nahm die gestern zum ersten Mal erwachte Sorge um ihren Seelenfrieden, die Furcht vor der öffentlichen Kritik, die Scheu dem nichts ahnenden Gatten gegenüber und die Kümmerniß endlich um seinen eigenen Treubruch gleich soviel Nebenströmen in sich auf, welche nur dazu beitrugen, die Fülle der innigsten, zärtlichsten Empfindungen zu vermehren.

Daß sie nicht frei war! Daß er nicht um sie werben konnte! Daß er nicht sein Leben daran setzen durfte, ihr das süße Geständniß der Liebe von den Lippen zu küssen und von den traurig schimmernden Augen! Daß er nicht vor ihr niederknieen durfte, da sie bleich und regungslos, ein Opfer ihrer Selbstbeherrschung, vor ihm lag und ihr das Wort „Vergieb!" zuflüstern konnte.

Es hatte ihn nicht mehr gelitten im Saal. Noch

vor Senta's Erwachen war er fortgestürzt, nur um nicht die stechenden Blicke Euphemia's von Rochlitz länger auf sich ruhen zu sehen. Er haßte ihre Bosheit und fürchtete doch in unbewußter Vorahnung deren Gift für Senta.

Für sein Verhältniß zu Anna Meyer nicht? Herbert empfand an seinem laut pochenden Herzschlag, daß die Seele derer, welche er so oft in stürmischer Freude an sich gezogen, ihm ebenso fremd geblieben war, wie er sich mit Senta vom ersten entzückten Blick an geistig Eins gefühlt. Er wußte nun, daß seine rasche Wahl damals ein Irrtum gewesen, die Folge einer gewissen enthusiastischen Einbildung, welche ihn für das schlichte, schüchterne, blonde Kind seiner gegensätzlichen Veranlagung gemäß schwärmen ließ. Und es wäre auch vielleicht so geblieben, wenn der geistige Kreis, in dem seine Verlobte lebte und wirkte, sich nicht täglich enger, drückender zusammengezogen hätte, wenn zwischen ihnen Beiden nur sein Wille, nicht der Einfluß einer mehr als philiströsen Mutter gestanden.

Herbert legte die Hand vor die Augen. Und

wenn die Ehe zwischen ihnen vollzogen war, wenn er das liebliche Mädchen als sein Weib heimgeführt und in die Arme geschlossen hatte, dann, ja, dann mußte doch der Augenblick kommen, wo ihn die lähmende Gewißheit überdrang, daß er nur ihre Außenhülle in Besitz genommen, nicht ihre Psyche — dann war sein Schicksal entschieden, dann schleppte er sein unbefriedigtes Dasein wie ein Galeerensklave seine Fesseln mit sich herum. Ueber dieses leere, öde Gefühl seiner Seele würde ihn selbst der Anblick einer fröhlichen Kinderschaar nicht erheben können, das empfand Herbert mit Schrecken in dieser nächtlichen Stunde.

Er sprang erregt auf. Würde Anna überhaupt je fähig sein, das Wesen der Liebe zu begreifen, der Liebe, die Alles hofft und nimmt und giebt?

„Nein!“ Er rief es laut mit steigender Qual. Bis dahin hatte sein feuriges Minnen vergeblich an ihr kühles Empfindungsvermögen geklopft; inmitten der verlangenden Zärtlichkeit war sie unberührt von seinem schmeichelnden Werben geblieben. Sie hatte nie und nichts aus seinen heiß empfundenen Liedern herausgefühlt, von der siegesfrohen, nein, sieges-

bangen Sehnsucht der Liebe, von wonniger Scheu und strebendem Hoffen, von süßer Ungeduld und glückseliger Rast.

Da er noch an einen Wandel, eine Belebung ihrer Psyche glauben konnte, hatte Herbert ihr geringes Interesse für Kunst und Wissenschaft, für Alles das, was ihm selbst ein heiliger Boden war, auf dem er die staubigen Schuhe des Alltagsdaseins ehrfürchtig löste, mit scherzendem Hinweis auf sein Lehramt und Küssen ausgeglichen, jetzt trat dieser absoluten Unfähigkeit die geistig reich begabte, bezaubernd sensitiv veranlagte Natur Senta's gegenüber. Der Meinungswechsel zwischen ihm und ihr hatte ja nur dazu gedient, ihm die Beweglichkeit und Feinfühligkeit ihres Verstandes und Herzens zu offenbaren. Herbert betete sie dafür an, denn sie hatte ja nur gezürnt, weil sie sich in ihrer Neigung zu ihm verletzt, enttäuscht fühlte.

Er legte sein Haupt in die Kissen zurück, um mit wachen Sinnen von ihr zu träumen. Aber die innere Angst jagte ihn auf.

Wohin sollte, wohin konnte dieser Zwiespalt

führen, der ihn ermattete und jetzt schon nahezu unfähig machte, seinem ohnehin ermüdenden Beruf gewissenhaft nachzukommen? Herbert wußte, daß man ihm an maßgebender Stelle nicht allzu günstig gesonnen war, weniger seiner künstlerischen Neigungen halber, als weil der töchterreiche Direktor des Gymnasiums auf ihn als zukünftigen Schwiegersohn gerechnet hatte. Ohne sich den geringsten Vorwurf machen zu können, wußte Herbert, daß das betreffende Mädchen ein gewisses Interesse für ihn gefaßt hatte, welches er durch seine plötzliche Verlobung mit der Tochter einer bescheidenen Bürgersfrau tief beleidigen mußte. Desgleichen war zu den Ohren der Frau Professor Zitter ein Urteil Herberts gedrungen, welches er etwas unvorsichtig und am falschen Orte über ihre Gesangesgabe gethan hatte, zur maßlosen Empörung der eitlen, hochfahrenden Gelehrtengattin.

Mehr noch als alle diese an sich geringfügigen Dinge schadete ihm in den Augen seiner Kollegen die schmeichelhafte Dringlichkeit, mit welcher man sich in den vornehmen, geistreichen Zirkeln um seine Stimme riß, demnächst auch um seine liebenswürdige, bele-

bende Persönlichkeit. Denn obwohl das Direktoratstöchterlein und die Professorin gemeinsam Front gegen ihn machten, hätten sie es doch gern gesehen, wenn Herbert ihre Verzeihung demütig nachgesucht und sein seltenes Licht in ihren Räumen hätte leuchten lassen. Daß er es dennoch nicht that, bewies ein ebenso stark ausgeprägtes Unabhängigkeitsgefühl als sorgloses, angeborenes Selbstvertrauen.

Die purpurglühende Morgenröte, welche Armins ringende Seele ihres finstern Druckes entlastete, goß auch ihren beruhigenden Schimmer über Herberts kampfesmüde Züge.

Er war sich fast unbarmherzig klar bewußt geworden, daß jeder Schritt, den er fortan seinem Liebessehnen nachgab, die teuere Frau in Unruhe und Gefahr versetzen mußte, sie dem Tadel ihres Gemahls, der Klatschsucht einer lästernden Menge preisgab. Senta davor zu behüten und zu bewahren, erschien ihm kein Opfer der Selbstüberwindung schwer genug. Als deren erstes wollte er seine Versetzung beantragen, als deren zweites seine eingegangene Ver-

lobung mit Anna Meyer aufrecht zu erhalten suchen mit aller Kraft und Manneswürde. —

Fast in denselben illusionären Bahnen bewegten sich Senta von Hardelebens Gedankenkreise, als sie diese Nacht an der Seite ihres ruhig schlummernden Gemahls thränenbang durchwachte.

So oft sie die Augen schloß, so oft sie zu der flimmernden Ampel emporblickte, so oft sie mit sich zürnte, so oft sie sich bemitleidete, immer, immer stand Herberts Bild vor ihr, wie er zagend vor Ueberraschung und Glückseligkeit sie in seine Arme gezogen. Derselbe Strom nie gekannter, kaum geahnter Wonne, welcher sie dabei durchrieselte, hatte sich in jenem Augenblick auch zu seinem Herzen Bahn gebrochen. Senta fühlte sich mit bangen Schauern geliebt von dem Ersten und Einzigen, welcher die Altarflamme des Lebens in ihr entzündet hatte, in deren Licht sie nun die ganze Welt, die ganze Menschheit und ach, sich selbst völlig verändert, gleichsam neuerschaffen wähnte. Sie hätte aufschreien mögen vor Angst und Seligkeit.

O, warum, warum mußte diese Erkenntniß so

hoffnungslos spät erwachen? Warum mußte sie, an ruhige Freundschaft gefesselt, jetzt noch an sich erfahren, daß die Liebe die Seele unseres Daseins ist?

Und dann stahlen sich wie Blumenranken durch die Dornen der Selbstverdammniß süß duftende Vorstellungen, die Senta zurückführten in die Stunde, wo der Myrtenkranz ihr schönes Haupt geschmückt, wo sie an ihres Gatten Seite das neue Heim betreten und wie ein Kind mit großen, scheuen Augen die fremden Eindrücke furchtsam in sich aufgenommen. O, daß es Herbert gewesen wäre, der damals zu ihren Lippen hingeneigt sie willkommen geheißen hätte! Daß Herbert die nächtliche Stille ringsumher mit leise geflüsterten Verheißungen unterbrochen hätte! Daß er sie an seine Brust gezogen, er ihren Herzschlag besänftigt, er die blühende Myrtenkrone aus ihren braunen Haaren gehoben hätte! Er, o, nur er!

Für ihn und mit ihm hätte sie allen Reichtum der Welt freudig hingeworfen Herberts Nähe schuf ja ein Paradies, daraus sie Schätze sammeln konnte, Blumen, Früchte, die unerschöpflich mit jedem Morgen frischer leuchteten, mit jedem Abendhauch süßer duf-

teten. Was konnte der Seligkeit gleichen, an seinem Herzen eingewiegt, alle Gefühle und Gedanken in das unermeßliche Reich der Liebe hinaufzusenden, wo es keinen Richterspruch giebt als Gewährung, keinen Zeugen als die Einsamkeit, keine Strafe als neues Hoffen.

Senta's Wangen glühten vor stummer Wonne, ihr zarter Körper war wie in Fieberglut getaucht.

Da regte sich ihr Gatte im Schlaf, und wie mit einem Schlage sank das Kartenhaus ihrer wachen Träume zusammen, unter seinen Trümmern Alles begrabend, was Senta's Brust bis zum Zerspringen geschwellt.

„Vorbei, vorbei," flüsterte sie, die heißen Tropfen von den zuckenden Wimpern trocknend. „Mein Geschick habe ich mir selbst erwählt. Die Bande der Hochachtung, der Dankbarkeit sind unauflöslich mit meiner eigenen Ehre verknüpft. Mein ganzes ferneres Dasein kann nicht ausreichen, die Wünsche zu sühnen, welche mich einem verbotenen Glück in die Arme trieben. Wer könnte mich frei von Schuld sprechen, wenn ich sehenden Auges noch einen Schritt weiter

thäte, um das Vertrauen meines Gatten zu hintergehen?"

Arme Senta! Der Mensch spielt mit seinen Entschlüssen wie das Kind mit dem Feuer. Ebenso gut kann ein Bettler für seine Ehrlichkeit gut sagen als ein Liebender für seine Zuverlässigkeit. Die Liebe ist eine Magnetnadel, die stets auf einen Punkt hinzeigt, aber in ewig zitternder Bewegung. Wer unerwidert liebt, verlor sich zur Hälfte; wer Gewißheit erhielt, verliert sich ganz.

Zweites Kapitel.

Graf Vollreck, welcher in seinem Stadtquartier übernachtet, lag noch in festem Schlafe, als der Diener zum dritten Mal es versuchte, ihm das rosenduftende Billet zu überreichen, welches Frau von Klingström zu baldiger Beantwortung gegen zehn Uhr Morgens an ihn abgesandt hatte.

Umsonst. Der Herr Graf schliefen wie ein Murmeltier, ohne sich durch das absichtlich laute Räuspern, das dumpfe Scharren mit einem Stuhle und dergleichen Notbehelfen mehr, im Geringsten stören zu lassen.

Das Tanzvergnügen hatte sich bis ziemlich tief in die Nacht hineingezogen, aber die darauf folgende Siesta bei schwerem Ungarwein noch viel länger, und die erste Maisonne stand schon beträchtlich hoch und

hell am Himmel, als der Kammerdiener seinem stark angeheiterten Gebieter fürsorglich in die Kissen hineinhalf. So animirt, so geistig aufgeregt hatte der gewandte Franz Se. gräfliche Gnaden trotz langer Praxis noch nie gesehen. Jedenfalls hing dieser Ausnahmefall mit dem rosendurchdufteten Billet, welches er immer noch in der Hand hielt, in enger Verbindung, und Monsieur Franz fürchtete die brutale Heftigkeit seines Herrn ebenso sehr, als er dessen sinnlose Rechenkunst bewunderte.

Und wirklich, die Traumbilder Vollrecks bewegten sich zwischen diesen beiden Polen. Sein ganzer Schlaf war eine Wiederholung der gestern empfundenen Eindrücke gewesen, daran sich heiß und leidenschaftlich gefärbte Bilder reihten, in denen er Valentine einmal als Kleopatra auf der goldschimmernden Barke, ein anderes Mal als Diana auf dem bekannten Makart'schen Gemälde erblickte, ein drittes Mal sogar als Helena in dem Nonnenballet der Oper „Robert der Teufel". Das war ein ganz wundersamer Traum.

Die Bühne war leer und von gespenstischem Zwielicht erhellt, der Graf selbst stand mitten darauf als

Herzog von der Normandie. Jetzt klatschte er in die Hände, und plötzlich schwebten aus allen Grüften und unter allen Leichensteinen hervor bleiche, verweinte, vergrämte Frauengestalten, die sich immer enger und dichter um ihn drängten. Sie sollten tanzen, springen, lustig sein, aber sie standen wie erstorben und schauten schweigend, vorwurfsvoll zu ihm herüber. Jene dort besonders, in deren blassen Zügen Reste einstiger Schönheit mit Spuren bitteren Kummers und körperlicher Entbehrungen sich paarten. Sie bewegte nur immerfort bittend die Lippen und zeigte auf zwei kleine Mädchenköpfe.

Der Graf klatschte zuletzt wie toll in die Hände und die Musik begann schmetternd ein rasendes Tempo, aber Keine regte den Fuß zum Tanze. Es blieb still und finster auf der Bühne.

Da plötzlich schimmerte ganz hinten in der letzten Couliſſe ein blendendes Licht auf, und wie hingezaubert stand in demselben Valentine von Klingström. Ihr wundervoller Körper wiegte sich geschmeidig in dem rasenden Takte und bei jeder Bewegung knisterte

das rote Atlasmieder hinreißend melodisch, klirrten die blitzenden Juwelen wie Glöckchen auf ihrer weißen Brust.

Eine wahnsinnige Lust erfaßte ihn, das schöne Weib zu umfangen. Er wollte vorwärts stürzen. Da tänzelte sie schon heran, gerade auf ihn zu schwebte sie. Jetzt hielt er sie fest in den Armen und preßte seine heißen Lippen auf ihren lächelnden Mund . . . da schrie sie gellend auf — und nun, es rann ihm, dem Liebeberauschten, Schauer um Schauer durch das fiebernde Blut, nun hielt er statt der zauberischen Helena eine graue, leichenfarbene Nonne im Arm, die ihn aus erloschenen, glanzlosen Augen drohend anstarrte . . .

Monsieur Franz hatte in halber Verzweiflung einen der grünseidenen Vorhänge etwas gelüftet und einen blendenden Sonnenstrahl auf das Antlitz seines unruhig schlummernden Gebieters hingelenkt. Diese List glückte über Erwarten gut.

Sofort schlug der Graf die Augen auf und fragte nach der Zeit.

„Fast elf Uhr, gräfliche Gnaden," lispelte der

Kammerdiener, das Billet auf einem silbernen Teller über die grünseidene Steppdecke hinreichend.

„Von wem?“ fragte der Graf etwas unwirsch.

„Von der Frau Geheimrätin von Klingström! Der Bote wartet seit einer Stunde.“

„So? Du Bête, konntest Du ihn nicht zu allen T . . .“ Er besann sich, riß das Glacépapier auseinander. Es war eine Einladung zu einem schlichten Familiendiner.

„Gut, ich — Nun, was reckst Du Deine Langohren nach der Seite, wenn ich spreche? Langohr ist noch eine euphemistische Bezeichnung für Dich. Ich werde kommen.“

„Gräfliche Gnaden befehlen wohl keinen Kaffee vorläufig?“

Vollreck lachte laut. „Bringe, was ich Dir befohlen habe! In einer halben Stunde stehe ich auf. Fort!“

Als er allein war, stützte er den Arm in die Kissen und strich etliche Mal sehr nachdenklich und nicht gerade mit freundlicher Miene den Bart. Die Thatsache des gestrigen Abends, diese halb vom Wein-

rausch, halb vom Leidenschaftsrausch erzeugte Thatsache seiner Werbung um ein armes, anspruchsvolles Mädchen überkam ihn mit drückender Gewalt. Sich zu allen andern Klammern auch noch diese aufzubürden! Die Hexe hatte es aber auch verdammt schlau angelegt, sein tolles Blut explodiren zu machen. Der Graf lachte. „Wäre wenigstens das Gespräch mit der mittelalterlichen Gelegenheitsmacherin später unterblieben, so ließe sich die Tischunterhaltung als eine etwas ausgedehnte Galanterie mit ein wenig Geschick vielleicht übergehen. Aber so — fatales Ding!“

Doch dann empfand Vollreck wieder die Wonne, Valentinens herrlichen Körper im Arm zu haben wie bei jenem rasenden Galopp, wo er ihr Haar mit einen Lippen streifte und sie zur Strafe dafür eine Schleife von ihrem Busen löste und ihm mit einem leisen Händedruck überließ.

„Das Mädchen hält mehr als einen Teufel im Solde!“ rief Vollreck, sich flüchtig in diese angenehmen Träume verlierend. „Sie könnte einen Säulenheiligen zum Anbeißen verleiten! Die Alte hofft zweifellos,

auch für sich Kapital daraus zu schlagen. Eine verdammte Geschichte! Hole der Henker alle Weiber, junge und alte!" Er lachte abermals. „Süßes Geschöpf mit ihren Rehaugen! Thut so unschuldig. Kenne Dich besser, kleiner Schalk! Hole mich der Teufel, sie ist zum Anbeißen! Und ich beiße an, ich sitze schon fest an der Angelrute!"

Franz kam hereingeschlichen. Er trug auf dem Tablet ein großes geschliffenes Glas voll Tokayer und ein halbes Weinglas alten Jamaica-Rum.

Vollreck griff hastig nach dem Letzteren und goß ihn die etwas brennende Kehle hinunter. „Trinke die braune Tunke allein, Du Bête! Allons, ich will aufstehen!"

„Ew. gräfliche Gnaden, meinen ergebensten Glückwunsch!" lispelte der Kammerdiener mit stark sauersüßem Grinsen.

„Was hat so ein Pappkopf mir Glück zu wünschen! Wozu, Du Bête?" rief der Graf ärgerlich, seinen rechten Fuß zum Anlegen des Pantoffels weit von sich streckend. „Hast Du von etwas läuten hören? He?"

„Ew. gräfliche Gnaden wollen in den Stand

der heiligen Ehe treten," sagte das unentbehrliche Faktotum des angehenden Bräutigams, dem nichts von dessen wildem Leben unbekannt geblieben war, mit heuchlerischer Einfalt.

Vollreck lachte über diese scheinheilige Miene laut auf. „Du bist auch Einer von Denen, die ihren eigenen Galgen verdienen. Steck' den Glückwunsch wieder in die Tasche! Da!" Er warf ihm ein paar Goldstücke zu. „Nicht etwa in die Plaudertasche." Er sah ihn drohend an.

„O, Ew. gräfliche Gnaden! Das Billet von der Tänzerin —"

„Zerreiß es! Und jetzt — her mit der Brillantine! Ich will von der Person nichts mehr wissen! — Jetzt fort zum Juwelier! Was er an Juwelen hat, soll er herbeibringen — verstanden? Sodann frühstücke ich! Sag' dem fettwanstigen Gärtner nebenan im Vorbeigehen, er soll mir binnen einer Stunde wieder ein Bouquet beschaffen, ein Bouquet — nun, für den Grafen Vollreck, das genügt! Und nun fort! Bist Du noch nicht hinaus?" —

Inzwischen waren die Geheimrätin und Valentine

bemüht, sich selber und die Festtafel für den erwarteten Bräutigam zu schmücken.

„Laß sehen, Kind, wie Dich diese Blume kleidet!“ rief die Geheimrätin, indem sie zur Abwechselung das Haar ihrer Tochter mit einer Geranienblüte schmückte. „Mehr nach vorn, Herzenskind! O Gott, nicht so weit! So! Reizend! Achtundvierzig Centimeter Taillenweite — die kann man suchen! Halt — der letzte Knopf — und die Spitzenrüsche! Jetzt! Du siehst wie eine Leda aus! Willst Du nicht doch ein klein wenig Puder nehmen? Nein? Ich denke doch. Es macht so etwas — Lonny! Wo steckt nur dieses eigenwillige Mädchen? Lonny, bring' 'mal meine Puderschachtel vom Toilettentisch!“

Lonny kam gegen ihre sonstige Gewohnheit langsam mit dem Verlangten herbei. Leuchtete auch ihr Gesichtchen in alter strahlender Farbenpracht, so sah man den blauen Kinderaugen doch deutlich an, daß sie Thränen vergossen hatten.

„Hier, Mama!“ Dann faßte sie Valentinens Hand. „Nimm ihn doch nicht, Vally! Nimm doch

diesen Chinesen nicht, und wenn er auch zehnmal Graf ist!"

„Ich verbitte mir" — rief die Geheimrätin, ihre Puderquaste fürsorglich in Anwendung bringend.

„Aber, Lonny —!"

„Es ist doch wahr!" sagte die Kleine betrübt. „Man soll sich doch zu einem Schwager freuen, und ich kann diesen Mann einmal nicht leiden. Wie er gestern tanzte! Kein Anderer hätte es gethan, Mama!"

„Dafür war auch kein anderer Graf im Saal anwesend, Du naseweises Kind! Es ist eine Ehre, eine Gräfin zur Schwester zu haben."

„Valentine," flüsterte Lonny unverbesserlich, ihr lockiges, blondes Haupt ängstlich an die Schulter der strahlend schönen Schwester drückend und mit furchtsamer Scheu zu ihrem Antlitz aufschauend, „liebe Valentine, sag' mir's —"

„Was denn, Du närrisches Mädchen?" lächelte diese belustigt.

„Wirst Du Dich, wirst Du Dich wirklich von diesem Mann — küssen lassen?"

„Nein, nun hört doch Alles auf!" rief die

Geheimrätin und ließ vor Schreck und Aerger die Puderquaste auf ihr grauseidenes Kleid fallen, so daß dieses wie in Mehl getaucht erschien. „Das übersteigt doch jede Grenze der Geduld! Diese Frage — Halt! Fuhr da nicht ein Wagen vor?“

„Wirst Du es leiden, Valentine?“ drängte Lonny, sich dicht an die stolze Braut schmiegend. „Auf Dein schönes Antlitz? Mir dürfte der Graf nicht auf drei Schritte nahen, ohne daß ich ihm den Rücken wendete.“

„Das wirst Du unterlassen, abscheuliches Kind!“ rief die Geheimrätin erbost. „Du wirst Dich mit uns herzinnig freuen, den Grafen als Familienglied willkommen zu heißen. Nein, so etwas ist doch ganz unerhört! Laß Valentine los, Du machst sie zu heiß! Die ganze Stadt brennt vor Neid, und dieses alberne, eigensinnige Mädchen vergießt Thränen! Wenn Deine Schwester nicht ebenso nachsichtig als schön wäre, würde sie diese Beleidigung — Halt, Kinder, jetzt fuhr er wirklich vor! Lonny, ich sage Dir, ich beschwöre Dich! Wie sitzt mein Aufsatz? Fort mit dem Puder! Lonny, ich rate Dir — Himmel,

Dein Armband springt auf, Valentine! Lonny, ich schenke Dir —“

Weiter kam Frau von Klingström nicht mit ihren Beschwörungsformeln. Die Thür ging auf, und der Graf, bewaffnet mit einem noch viel kostbareren Strauße als gestern Abend, erschien in ihrem Rahmen.

Die Geheimrätin trat mit gut gespielter Rührung hinter Valentine zurück, während Lonny sich ganz und gar hinter die stattliche Figur der Mutter versteckte.

Hatte Valentinens heiße Röte ihn gestern unwiderstehlich entflammt, so erschien sie dem Grafen heute in ihrer etwas schmachtenden Blässe, aus welcher die roten Lippen doppelt reizvoll hervorschimmerten, noch einmal so berückend.

Sehr feurig eilte er ihr demnach entgegen und zog sie als sein unbestrittenes Eigentum an Herz und Brust, indem er zugleich ihren lächelnden Mund mit heißen Küssen bedeckte.

Bei diesem Anblick empörte sich Lonny’s Gefühl so sehr, daß sie im Zorn das Kleid der Geheimrätin ergriff und so heftig daran zog, daß die Falten bei-

nahe auseinanderrissen. Aber die gewandte Weltdame erstickte ihr Entsetzen hinter dem Spitzentaschentuch, welches sie jetzt sanft gegen die Augen drückte.

„Seid glücklich, meine teueren Kinder,“ flüsterte sie wie erstickt von Thränen, während sie auf das Paar zueilte. „Seid glücklich! O, Valentine —!“

Der Graf begnügte sich, die schwiegermütterliche Hand ohne jede Emotion zu küssen, während er Lonny's Glückwunsch sichtlich beobachtend erwartete.

„Ach, die Kleine ist so ganz konsternirt!“ sagte die Geheimrätin lächelnd, indem sie Lonny bei der Hand faßte und dem neuen Schwager zuführte. „Lonnychen, Kind, wir behalten Deine Schwester ja in der Nähe! Der Graf nimmt sie uns ja nur halb, Du Närrchen!“

„Ich wünsche, daß Valentine so glücklich —“ Weiter kam der sonst stets so ausgelassene Wildfang nicht. Sie brach in lautes Schluchzen aus und fiel Valentine leidenschaftlich erregt um den Hals.

„Thränen bedeuten Perlen,“ lächelte der Graf, geschickt über diese etwas peinliche Scene hinweggehend. „Meine süße Valentine, darf ich“ — er

umschlang sie abermals — „darf ich Deine Schönheit mit meiner Liebe ein klein wenig schmücken?“

Sie nickte, während Frau von Klingström die widerspenstige Lonny fest am Arm faßte und mit ihr das Zimmer verließ.

Das Paar war allein.

„Valentine, weißt Du, daß ich die ganze Nacht von Dir geträumt habe?“ flüsterte er heiß. „Es war himmlisch, sage ich Dir! Du auch von mir?“

„Wenn ich nun nein sagte?“ neckte sie.

„Dann, dann küßte ich Dir das Ja aus der Seele! Sage nein!“

„Nein, ich sage nicht nein!“ erwiderte sie mit verführerischer Koketterie.

„Mädchen, mache mich nicht rasend vor Liebe! Du weißt nicht — Ich bringe Dir eine kleine Ueberraschung mit, Du reizende Fee! Aber dieses Städtchen ist ein so lumpiges, widerwärtiges Nest — es ist ein schäbiges Krämervolk hier — ich habe schon nach Berlin geschrieben —! Wirf das Zeug fort, hörst Du? Tritt darauf!“

Er hatte einen Karton hervorgerissen, den Deckel

aufgedrückt und hielt Valentine eine immerhin sehr kostbare und schön gefaßte Garnitur aus Brillanten und Perlen entgegen, bei deren Anblick ihr Herz vor Seligkeit lachte.

„Berthold!“ Sie fiel ihm um den Hals.

„Komm! Halt still, ich will Dir den Schmuck anlegen!“ flüsterte er, sie heftig an sich pressend. Er schlang das funkelnde Geschmeide mit leicht bebender Hand um ihren weißen Hals und beugte sich sodann, diesen zu küssen.

„Zu Tisch, meine teueren Kinder!“ rief hier die Geheimrätin mit sanfter, gerührter Stimme. „Lieber Graf, reichen Sie Ihrem Bräutchen den Arm!“

Während das Dessert aufgetragen ward und die allgemeine Stimmung sich so gehoben hatte, daß selbst Lonny ihren Schmerz halb und halb vergaß, überreichte der Diener der Hausherrin ein Billet.

Frau von Klingström öffnete es gleichgültig und sagte noch gleichgültiger: „Der Dichter-Kandidat sagt uns schriftlich Lebewohl, da er morgen bereits unsere Stadt verläßt.“

Valentine durchzuckte die Erinnerung des gestrigen Abends mit jäher Gewalt, obwohl sie mit erstaunlicher Selbstbeherrschung jedes äußere Zeichen eines quälenden Vorwurfs unterdrückte.

Der Graf lachte spöttisch meckernd. „Der Brutusmann? Da wird er wohl umsatteln wollen!“

Die Geheimrätin nickte herablassend. „Gott, ein armer Lehrersohn! Wir haben ihn allesammt, fürchte ich, etwas verwöhnt. Nimmst Du nicht noch eine Dattel, Herzenskind?“

Lonny sagte nichts. Ihre Wangen waren erbleicht und färbten sich ebenso schnell wieder mit Purpurglut. Unbeachtet ergriff sie Armins letzten Gruß und steckte ihn in die Tasche ihres weißen Gewandes. — —

Während dieser Verlobungsfeier saß Euphemia von Rochlitz vor ihrem Schreibtisch, zerbiß ihren Federhalter, warf ihn ärgerlich nieder, ergriff ihn abermals, tauchte die trocken gewordene Spitze von Neuem in die Tinte und — förderte nichts zu Tage. Der scharfe Zug um ihre Nasenflügel ward immer spitzer. Sie brütete ersichtlich über einem

literarischen Produkt, das in ihrem Kopf durchaus nicht flüssig werden wollte.

„Diese hochmütige, scheinheilige Präsidentin!“ flüsterte sie, ihre Finger ballend. „Erst sich wie eine Daphne gesträubt, und dann — Wenn Steinwehr gestern Abend die Rose nicht behalten hat, lasse ich mich auf der Stelle hängen. Seine Verlegenheit, als ich auf diese ‚personifizirte Anmut‘ anspielte, war ja handgreiflich. Seit Frau von Hardeleben als neuester Stern erschien, hatte Herbert Steinwehr nur noch Augen für diese interessante Schönheit. O, ich könnte sie —! Hoffentlich ist der gute Präsident in diesem Punkt empfindlich.“

Es gehörte jedenfalls zu den merkwürdigen psychologischen Problemen, daß Donna Euphemia ihren Zorn nicht auf Diejenige warf, welche Herbert sich und seiner Liebe ausdrücklich erwählt, sondern gerade auf eine seinem Besitz durchaus Fernstehende.

Diese letzte Vorstellung schien übrigens die dichterische Ader in Euphemia's Haupt zu eröffnen. Sie warf etliche Zeilen mit verstellter Handschrift auf das Papier, siegelte es ein, schrieb ziemlich unleserlich die

Adresse nieder, griff zum Stadtblatt, warf einen Blick hinein, nickte befriedigt, stand auf, legte Hut und Mantel an, nahm den Brief und eilte aus ihrer Wohnung auf die Straße hinaus.

Der erste Mai, großmütig in seiner wolkenlosen, sonnenklaren Schönheit, warf sein warmes Licht verschwenderisch auch auf dieses Menschenkind, welches eilig fürbaß schritt mitten durch die schwärmende Menge der Spaziergänger hindurch, denen die grünschimmernde Promenade längs des Flüßchens und das noch spärliche Blätterdach des Stadtparkes lockend entgegenwinkten.

Des Fräuleins Weg führte aber tiefer in die Stadt hinein, nach dem Hause der zukünftigen Schwiegermutter Herbert Steinwehrs.

Sie klingelte. Frau Meyer öffnete selbst die Thür, erkannte den vornehmen Besuch und nötigte ihn unter vielen Komplimenten in die gute Stube auf das etwas schreiend rote Plüschsopha.

„Was verschafft mir die Ehre?“

Euphemia ließ ihre grauen, scharfen Augen zunächst forschend in allen Winkeln umherschweifen,

bevor sie mit gewinnendem Lächeln sagte: „Ich komme in einer Hausfrauenangelegenheit. Bitte, wollen Sie nicht neben mir Platz nehmen! Es plaudert sich so besser, nicht wahr?“

Frau Meyer war entzückt. „Wenn Sie — ach, ich habe soeben selbst gebacken! Ein Stückchen Kuchen, gnädiges Fräulein? So ein bischen zum Knabbern? Gott, man könnte ja auch kaufen, aber selbst gebacken ist selbst gebacken! Die Konditorfrau hier an der Ecke macht zwar immer ein langes Gesicht, aber Du lieber Himmel, wir sind keinem Menschen was schuldig!“

Während dieser Auseinandersetzungen hatte die rundliche Frau aus der Glasservante einen möglichst bunten Teller, ein blankes Messerchen und eine mächtige Schüssel Kuchen hervorgezaubert und mit klappendem Nachdruck vor Euphemia's Ehrensitz aufgebaut.

„Nein, aber delikat!“ sagte das Fräulein, wie in andächtige Bewunderung versunken.

„Nicht wahr, das hat Art? Es sind auch zwei ganze Stück Butter darin, ein halbes Pfund Rosinen, zwölf Eier — na, und Vanille die Masse!“

Im Handumdrehen hatte Fräulein von Rochlitz das ganze Rezept und die Bereitungsweise weg, wobei sie so aufmerksam zuhörte, daß Frau Meyer schon aufspringen wollte, um ihren Kochbuchfolianten herbeizuholen — aber Euphemia hielt erschrocken die fette Hand der redseligen Dame fest.

„Ich komme wieder, Frau Meyer, und bringe mein Notizbuch mit. Jetzt also! Ich las im Stadtblatt, daß Sie Ihr Mädchen entlassen und zugleich empfehlen wollen. Ihr Urteil ist mir ganz maßgebend, werte Frau Meyer. Was ist an der Person Gutes und Schlechtes dran? Ich muß nämlich auch zum ersten Juli wechseln!“

„Müssen Sie? Ach Gott, das ist eine Plage!“ seufzte Frau Meyer, ihre starken Arme in die Seite stemmend. „Diese nichtsnutzigen Geschöpfe! Diese Plagegeister! Die vorige Minna hat mich um drei Hemden und vier Paar Strümpfe und sechs Taschentücher bestohlen und Schmalz und Kaffee und Zucker! Immer das Frühstück beim Milchmann um fünf Pfennig höher angerechnet! Ach, großer Gott, ich hätte ihr die Petroleumlampe nachwerfen mögen,

denn ich dachte, mich rührte der Schlag vor Aerger! Der Doktor, mein Schwiegersohn, sollte die Person zur Polizei führen — aber nicht rühran! Ach, was man für Aerger hat! Alle Morgen fünf Pfennig Profit und dabei will sie sich noch nicht einmal satt gegessen haben! Denken Sie, bei mir! Sehe ich aus, als wenn wir hungern? Ich wiege an zwei Centner, und die Person will sich nicht satt gegessen haben!"

„Nun, das war die Vorige und diese?" fragte Euphemia, die etwas ausschweifende Logik ihrer Nachbarin wieder in die richtige Bahn leitend.

„Diese? Ja so! Na, ich will Ihnen die Wahrheit sagen." Die würdige Dame beugte ihr Haupt gegen Fräulein von Rochlitz's gespannt lauschendes Ohr. „Sie kocht ganz gut, obwohl Unsereiner ja das Beste daran thut — aber ein Braten, Mehlspeise, Fisch, ih ja, das macht sich! Ein bischen viel Fett — na, man giebt's, weil man sich nicht ärgern will — auch Zucker, so aus dem Vollen, wissen Sie! Gott, man hat's ja! Warum nicht?"

„Nun also, die Ursache der Trennung?"

„Es kommt schon!" flüsterte Frau Meyer.

„Schaden will ich ihr weiter nicht, denn sie ist ordentlich, hat keinen Schatz, wäscht sauber ab, klatscht nicht über die Herrschaft, ist gesund, aber —"

„Aber?" fragte Euphemia wirklich neugierig.

„Aber sie mault!" sagte Frau Meyer mit Emphase und schlug dabei mit der Hand auf den Tisch, daß die Kuchenteller klirrten. „Eine gebildete Frau wie ich läßt sich so etwas nicht gefallen!"

„Wie äußert sich denn diese Eigenschaft, werte Frau Meyer?"

„Wie? Na, zum Beispiel! Ich sage: ‚Babette, in meiner Tochter Zimmer hängt schon seit drei Tagen 'ne Spinnwebe.' Sagt sie: ‚Herrje, Madame, bei andern Leuten machen die Spinnen doch auch ihre Netze und es ist nicht gleich Halloh im ganzen Hause.' Sage ich: ‚Babette, ich will Dir 'mal 'was sagen, Babette, kommst Du mir so, komme ich Dir so: Du bist ein ausverschämtes Ding, und ich bin die Hausfrau — hast Du mich verstanden?' Sagt sie nichts mehr, rennt aus der Stube und schlägt die Thür krach, krach hinter sich zu!" Dabei klatschte Frau Meyer zwei Mal so energisch auf die Tischplatte,

daß das Fräulein entsetzt auffuhr. „Kommt die Kaffeezeit. Ich rufe: ‚Babette!‘ Keine Idee! Ich gehe in die Küche. Sie rupft Hühner. ‚Babette,‘ sage ich, ‚hast Du nicht gehört, ich rufe?‘ Sie sagt nichts, sie mault. ‚Babette,‘ sage ich nochmals, ‚nimm Dich in Acht, ich bin ein Engel an Güte, aber ich kann auch zur Furie werden, wenn Du dieses verdammte Gemaule nicht läßt! Wirst Du jetzt reden?‘ Denken Sie, die Person spricht? Keine Idee! Da habe ich ihr stantepeh den Laufpaß geschrieben. ‚Maul’ Du, wo Du willst, aber nicht bei mir‘! Na, da sehen Sie!“

„Empörend!“ sagte Fräulein von Rochlitz. „Aber ich denke, ich versuche es doch. Vielleicht nimmt sie noch gute Lehren an.“

„Ih, warum nicht? In einem vornehmen Hause! Wenn nur mein Schwiegersohn, der Doktor, sich mehr um diese Sachen bekümmerte, so ein Mann macht gleich andern Eindruck. Na, ich denke, mein Neffe in dem großen Papiergeschäft nebenan, zu dessen Geburtstag ich eigentlich den Kuchen gebacken habe, wird besser einschlagen.“

„Glauben Sie, liebe Frau Meyer? Nun, ich wünsche Ihnen und Ihrer hübschen Tochter alles Gute. Was macht denn das Bräutchen? Warum war sie gestern nicht in der Aufführung? Wir haben sie vermißt.“ Jetzt wurde die Stimme Euphemia's in dem Maße neckischer und süßer, als ihr Aerger reger ward. „So einen hübschen Bräutigam ganz allein unter so viele schöne, geistvolle Damen schicken, ei, ei, das ist ja unvorsichtig!“

„Ach was!“ sagte Frau Meyer weniger höflich als überzeugt. „Die Anna macht sich weder aus dem Getute noch Gesinge etwas! Und wenn sie Komödie sehen will, kann sie sich einen Parkettplatz im Theater kaufen.“

„Aber ein so auffallend hübscher, talentvoller und gegen Damen auch sehr charmanter Mann! Ich als Schwiegermutter würde mich doch besinnen, ihn ohne alle Aufsicht — ha ha, jetzt sehen Sie mich ganz erstaunt an!“ Und das Fräulein lachte herzlich.

„Wenn das am Ende“ — sagte Frau Meyer ihre runden Augen aufreißend. „Ih, da sollte doch ein Wetter dreinschlagen! Die Anna weint und —“

„Weint?“ fragte Euphemia hastig.

„Natürlich weint sie, das dumme Mädchen, wenn er mit schlechter Laune nach Hause kommt. Heute —“

„Heute?“

„Die Babette sagte mir, sein Bett sei nicht berührt gewesen, und doch ist er zeitig nach Hause gekommen. Ich habe die Thür selbst noch aufschließen hören.“

„Warum schlief er denn nicht?“ flüsterte Euphemia unter brennenden Qualen. „So ein junger Mann! Getanzt hat er allerdings garnicht — doch, ein einziges Mal, mit der Präsidentin von Hardeleben.“

„Ach ja, zu Präsidents ist er schon ein paar Mal gegangen! Die Dame hört ihn gern singen.“

„Wirklich? Ja, sie ist sehr musikalisch und furchtbar geistreich, ha ha! Wer sich einmal unterhalten hat mit ihr, der ist ja vor Staunen und Bewunderung rein weg. Man sagt immer, wir Frauen seien aufeinander neidisch, liebste Frau Meyer, aber ich bekenne offen, daß ich niemals ein so anziehendes, liebliches Gesicht sah als das der Präsidentin.“

„Und mit der Dame hat mein Schwiegersohn

allein getanzt?" fragte die brave Frau mit sichtlichem Stolz.

„Ja wohl, und sie nur mit ihm! Demnächst wurde sie ohnmächtig. Spaßhaft, in der That! Sie wurde ohnmächtig, und Ihr Herr Schwiegersohn schlief die ganze Nacht nicht. Das kommt vom Tanzen, ha ha! Nun aber ist meine Zeit verstrichen, werte Frau Meyer. Ja, richtig, hier bringe ich noch etwas für Ihren Schwiegersohn! Ich habe nämlich neulich aus Versehen seine nagelneuen Handschuhe befleckt und da bringe ich ihm hier dafür ein paar funkelnagelneue!" Das Fräulein wollte sich todtlachen über ihren harmlosen Scherz. „Ach, zu drollig! Bitte, überreichen Sie ihm dieselben, aber verraten Sie ja nicht, wer sie gebracht hat!"

„Aber so uranständig!" sagte Frau Meyer, bedächtig das mit rotem Seidenbändchen umwickelte Packet in Empfang nehmend. „Flecke machen, kann Jedem passiren, aber den Wenigsten schlägt das Gewissen darum. Ich hatte 'mal ein hellseidenes Kleid —"

„Und grüßen Sie das blonde Aennchen," kam Euphemia dieser bedrohlichen Reminiscenz geschickt

zuvor. „Und sie soll besser auf ihren schönen Bräutigam Acht geben. Hübsche Frauen haben manchmal gefährliche Launen, lassen sich gern ein bischen ansingen!“

„Ich sage schon, bei dem ganzen Gesinge kommt nichts wie Unsinn heraus!“ rief Frau Meyer, sehr energisch mit dem Fuße aufstampfend. „Zuletzt verbitten sich's noch gar die Ehemänner!“

„Ei freilich! Der Präsident von Hardeleben —“ Hier brach das liebenswürdige Fräulein wie über sich selbst erschrocken ab. „Was rede ich! Ein so glücklicher Bräutigam! Nun, adieu für heute, liebste Frau Meyer! Das Mädchen schicken Sie, bitte, zu mir — ja? Auf Wiedersehen! Ich komme ein ander Mal wegen der Rezepte! Adieu, adieu!“

„Beehren Sie mich recht bald wieder!“ sagte Frau Meyer tief und tiefer knixend. „Recht bald, gnädiges Fräulein!“

Euphemia schritt, mit dem Ausgang ihrer Mission ausnehmend zufrieden, nach der Wohnung des Präsidenten, um sich zu erkundigen, wie Frau von Hardeleben den gestrigen Unfall überwunden habe. Der Zweck war ein doppelter. Sie wollte

persönlich nach neuen Indicien fahnden und zugleich jeglichen Argwohn gegen sich zerstreuen.

Während sie so dahinwandelte, murmelte sie leise vor sich hin: „Diese unmanierliche Gevatter Bäckerin wird ihrem Schwiegersohne ohne Zweifel den Namen der Geberin nennen, und so habe ich endlich Aussicht, ihn bei mir zu sehen. Schade, daß er kein Doktor der Medizin ist, da könnte man ihn ungenirt holen lassen. Wie reizend wäre das!"

Damit stieg sie die Stufen empor, ward aber von Frau von Hardelebens Diener abgewiesen. „Die Frau Präsidentin befinden sich unwohl!"

Drittes Kapitel.

Senta von Hardeleben lag bleich und leidend auf ihrem Lieblingsplätzchen, einem Eckdivan, zwischen hochstämmigen Palmen, deren breite, fächerförmige Blätter eine Art grünes Dach über dem Haupt der Ruhenden bildeten, und schaute mit halbwachen Augen in das lichte, goldene Sonnenmeer des ersten Maitages hinaus.

Ihre Gedanken weilten bei Herbert. Wenn er sich ihrethalben ängstigte und doch das Mittel nicht fand, ihr sein Mitgefühl durch einen zärtlichen Beweis zu bethätigen, wie mußte er leiden.

Der Präsident trat ein. Sie erschrak über sich selbst. Tief bewegt, erschüttert nahm sie seine freundlich dargereichte Hand und drückte sie an ihre Lippen. Er küßte sie auf die Stirn und erkundigte sich teil-

nehmend nach ihrem Befinden. Da faßte sie Mut, umschlang seinen Hals und bat leise.

„Laß uns fort von hier gehen — gleichviel wohin!“

Herr von Hardeleben sah sie erst erstaunt, dann lächelnd an. „Sogleich? Durch die Luft wie weiland Faust?“ Da sie ersichtlich litt, umfaßte er sie herzlich. „Der Aufenthalt hier bekommt Dir in der That schlecht genug. Gedulde Dich nur noch kurze Zeit, dann reisen wir zusammen in ein Seebad. Ich sprach schon mit dem Medizinalrat Deinetwegen, armes Kind.“

Sie nickte. „Recht bald, Ernst! Du ahnst nicht, wie sehr ich mich darauf freue!“

Der Präsident nahm neben dem Divan in einem Sessel Platz und plauderte von Diesem und Jenem, um Senta zu zerstreuen. Er erzählte ihr von Armin Falks schriftlichem Abschiedsgruß und Vollrecks Verlobung mit Valentine. „Ich fürchte, in einer Beziehung schneidet sich die gute Klingström, das Soll ist bei dem Herrn Schwiegersohn, wie ich gehört, ungleich größer als das Haben. Er muß wie ein Unsinniger gewirtschaftet haben.“

Zwei Stunden waren so verstrichen. Der Abend wollte hereinbrechen. In Senta's Gemüt hatte die Nähe ihres Gatten wohlthuende Ruhe und lang entbehrte Einigkeit mit sich selber ergossen. Sie hatte seine Hand zu sich herangezogen und ihre Wange darauf gelegt. Jetzt, ach, jetzt fühlte sie endlich wieder mit Freuden, wie unzerreißbar die Bande waren, welche Herz und Sinne an diesen gütigen, vortrefflichen Mann fesselten.

Der Diener kam mit der Abendpost herein. Herr von Hardeleben griff danach. Senta und er hatten nie Geheimnisse vor einander gehabt. Sie erbrachen Jeder des Andern Briefe von Beginn ihrer Ehe an. Auch heute las er die erhaltenen Nachrichten seiner aufmerksam zuhörenden Gattin der Reihe nach vor.

„Hör' auf, Ernst," sagte sie sorglich, „Du verdirbst Dir die Augen!"

„Nur noch diesen Brief — dann sind wir für heute durch!"

Der Präsident ergriff das letzte Schreiben, betrachtete die halb unleserlich gekritzelten Schriftzüge einen Moment verwundert, erbrach es dann, schaute

hinein, rieb sich darauf die Augen, als wolle er einen trügerischen Schleier davon verscheuchen, blickte abermals auf das Papier, sah dann schnell und scharf zu Senta hinüber, preßte den Brief fest in der Hand zusammen, beobachtete nochmals das bleiche Antlitz vor ihm, stand dann ruhig auf und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Nun, Ernst?" fragte Senta. „Du wolltest mir ja —"

„Du hattest Recht, liebes Kind," unterbrach er sie ruhig, „es dunkelt schon zu sehr! Später!"

Er ging hinaus. In seinem Arbeitszimmer waren bereits die Lampen angezündet. In ihrem hellen Licht überlas er das verhängnißvolle Blatt abermals, langsam, gründlich, bis ihm die Augen zu schmerzen begannen, die Augen, das Herz und sein außerordentlich reizbares Pflicht- und Ehrgefühl.

Da stand in holprigen Versen geschrieben:

„Warum verlor Dein Weibchen gestern alle Sinne?
Denk' nicht, es war der Tanz! Es war die Minne,
Als Herbert Steinwehrs Arm sie traut umfing.
Drum wahr' der schönen Senta Ehering.
Wer heut' die Rose wohl ans Herze drückt,
Die gestern Abend sie so hold geschmückt?"

Der Präsident folgte seiner ersten Aufwallung, indem er das Schandblatt zusammenballte und in den Papierkorb warf. Dann begann er schweren Schrittes auf und nieder zu gehen.

Es war ja nichtswürdige Verleumdung, bare Lüge! Senta, seine ihm kindlich ergebene Senta, die mit so heftigem Widerstreben dem Feste überhaupt beigewohnt! Ja, vielleicht gerade deshalb!

Mit dem aufgeschreckten Argwohn geht es nicht besser als mit einem aufgeschreckten Wespennest. Der erste Gedanke zieht ungezählte Plagegeister nach sich. Davor giebt es keine Flucht, keine Rettung. Das Opfer umschwärmend bohren sie Stachel um Stachel in dessen empfindlichste Blöße, und jeder neue Schmerz scheint der heftigste, der qualvollste gewesen zu sein.

Herrn von Hardelebens offenes, blühendes Antlitz verfinsterte sich immer mehr. Und wenn es nichts war als Lüge, so empörte sich sein Stolz dagegen, überhaupt als Gegenstand von derlei Betrachtungen gedient zu haben. Ein Mann in seiner Stellung, in seiner doppelten Eigenschaft als Träger eines alten, unbefleckten Namens und Vertreter strengster Mora=

lität! Er zürnte Senta unbewußt und ganz naturgemäß. Etwas mußte doch außergewöhnlich an ihrem Betragen gewesen sein, da bis jetzt in den zehn Jahren ihrer Ehe Niemand eine solche Beleidigung ihrer weiblichen Tugend gewagt hatte. Irgendwie mußte sie notwendig ihre Würde bloßgestellt haben in den Augen eines Uebelwollenden, ihm scheinbar die Handhabe zu dieser boshaften Kritik gegeben haben.

Der Präsident hob den Zettel aus dem Papierkorb und studirte seinen Inhalt nochmals. Herbert Steinwehr? Aber der Mann war ja verlobt! Freilich, seine Braut hatte er gestern Abend nirgends bemerkt. Ein warmes sachliches Interesse an dem schönen Talent Steinwehrs hatte Senta nie verleugnet. Aber wie? Wenn dies nur eine Maske gewesen wäre, nur ein Uebergang zu persönlicher Bewunderung? Wenn ihr Körper nicht litt, sondern ihre Seele, ihr Herz an unbefriedigter Leidenschaft krankte? Wenn —

Der Präsident, über diese Folgerungen selbst erschrocken, hielt inne und las weiter.

„Wer heut' die Rose wohl ans Herze drückt,
Die gestern Abend sie so hold geschmückt?"

„Sollte sie sich so weit vergessen haben in verliebter Laune oder Koketterie!“ fuhr er grimmig auf. Aber was wäre im Grunde Schlimmes dabei, wenn sie als Lohn, als Anerkennung, im Scherz oder auch im freundlichen Ernst dem jungen Bräutigam eine Blume überreicht hätte? Wäre es in seiner Gegenwart geschehen, er würde garnichts Arges darin gefunden haben. Nur daß ein feiger Anonymus diese Thatsache so schmählich zu deuten wagte, entrüstete Herrn von Hardeleben auf das Aeußerste. Wer war dieser Anonymus? Ein Mitglied der gestrigen Tafelrunde zweifellos. Aber wer?

Es giebt kein peinigenderes Gefühl, als einen Feind an so und so viel verborgenen Stellen auf sich lauern zu wissen und mit seiner eigenen Waffe stets in die leere Luft zu schlagen. Hätte Herr von Hardeleben des Absenders dieses Briefes habhaft werden können, er würde ihm den Empfang desselben in gut deutscher Manier quittirt haben.

Oder war der Vorfall etwa gar Stadtgespräch? Trug man seines Weibes Namen, seinen eigenen

Namen als Basenklatsch und Bierphilistergespräch in Verbindung mit ehrenrührigen Vermutungen heute schon in den Häusern und Kneipen umher?

Die Adern an der hohen Stirn des Präsidenten schwollen an vor Zorn. Senta hatte seiner Cousine Ehetrennung so warm verteidigt und befürwortet. Der eingeflößte Gifttropfen durchsickerte allmälig das Blut des sonst so ruhigen, einsichtsvollen Mannes durchaus. Seine empfindlichste Seite war getroffen, und wenn er den Pfeil auch wieder herauszog, das daran haftende Gift wirkte weiter fort.

Warum wollte sie wiederholt fort von hier? Sie wollte sich vielleicht retten, indem sie den Umgang mit Steinwehr floh. Das wäre Sünde und Buße zugleich. Wenn das Schuldbewußtsein, wenn es Reue gewesen wäre?

Der Präsident fuhr erregt aus diesem Gedankentaumel auf. Er warf den Schandbrief in ein Fach seines Schreibtisches und verließ das Zimmer, um Senta aufzusuchen.

Sie lag jetzt halbaufgerichtet in den Kissen, umspielt von dem weichen Schimmer der rot verhangenen

Hängelampe. Als er eintrat, streckte sie ihm freundlich die Hand entgegen — ihr Herz schlug gerade so warm, so vollbewußt seines Besitzes in einer jener wundersamen Wallungen, die ihr selbst noch unbekannt waren.

Er betrachtete sie forschend. Ihr Antlitz dünkte ihm so durchsichtig bleich, der Ausdruck ihrer großen, träumerischen Augen so zwingend zur Nachsicht und Schonung, daß er von der Sache, die ihm selbst brennend auf der Seele lastete, schwieg.

„Du bliebst so lange, Ernst!" sagte sie, da er sich über sie neigte.

„Willst Du aufstehen?" fragte er ablenkend.

„Ja!"

„So komm!" Er richtete sie in seinen Armen auf. Wie er sie halb umschlungen hielt und auf ihre schönen, blassen Züge herabsah, überdrang ihn, den Nüchternen, Klardenkenden plötzlich ein heftiges Wehgefühl. Er hob sie vollends empor. „Hast Du mich lieb, Senta?" fragte er, sie an sich ziehend.

Diese Frage war ihr ebenso überraschend als ungewohnt. Sie sah zu ihm auf und nickte. „Gewiß,

Ernst, sehr lieb! Du bist der beste aller Männer, das weiß ich! Dir verdanke ich Alles!"

„Alles?" fragte er und er wußte nicht, ob diese Antwort ihn mit Befriedigung oder mit Unbefriedigung erfüllte. „Alles, Senta?"

Der Diener trat herein und meldete das Abendessen an.

Dieser geringfügige Umstand führte Herrn von Hardeleben zu seiner gewohnten Ruhe und in die Wirklichkeit zurück. Er beschloß, sich abwartend, beobachtend zu verhalten und seinem Verdacht vorläufig keinerlei Ausdruck zu gestatten. Insbesondere nahm er sich vor, etwaige Besuche Herberts auf das äußerste Maß zu beschränken und dieselben nach und nach gänzlich abzulehnen. — —

Seinem Entschlusse getreu wollte Steinwehr diesen Abend zum ersten Mal nach geraumer Zeit wieder vertraulich mit seiner Braut in deren enger Häuslichkeit verleben.

Das junge Mädchen hatte ihre Mutter davon sogleich in Kenntniß gesetzt, und diese in Anbetracht

notwendiger Zurüstungen eiligst den Vetter Christian dazu geladen.

Als Herbert eintrat, fand er die ganze Familie seiner harrend um den runden gedeckten Tisch in der Wohnstube unter der Hängelampe versammelt. Frau Meyer strickte an einem allergröbsten Wollenstrumpffragment für das Waisenhaus, dessen intensive Bläue sich ihren Händen geradezu verschwenderisch mitgeteilt hatte, und die dicken Stahlnadeln klapperten dazu in einem Geschwindmarschtempo, welches Herberts zartgestimmte Nerven schmerzlich berührte. Links neben ihrer gewichtigen Herzseite saß der Vetter aus der Provinz, ein derber junger Mann mit flachsblonden Haaren, sehr roten Wangen, dürftigem Bärtchen und kurzen, starken Fingern, deren einen ein blanker Siegelring herausfordernd schmückte. Er schien gewaltigen Respekt vor der Tante zu empfinden, denn wenn er sprach, zwinkerte er beifallsuchend zu ihr hinüber, und wenn sie redete, setzte er sich jedesmal in Positur, strich durch sein krauses Haar, zupfte an der violetten Kravatte und liebäugelte mit seinem Fingerreif. Daneben ließ er sehnsüchtige, verschämte Blicke

aus blaßblauen Sternen zu der lieblichen Cousine über das Tischtuch spazieren und setzte, wenn sie das Köpfchen von der Stickerei erhob, regelmäßig zu einem halb erstickten Seufzer an, der Frau Meyer endlich zu der Frage veranlaßte, ob er zu Mittag im Abonnement wieder nicht satt geworden sei.

„O doch, liebe Tante!“

Hier trat Herbert ein. Anna ging ihm entgegen und schmiegte sich an ihn. Auf einen Zuruf der Mutter machte sie sich aber sogleich los, um nach dem Abendessen zu sehen.

„Mach' mir kein X für ein U., Neffe Christian, Du hast Hunger, und der Doktor muß sich auch schwach geschrieben haben!“

Herbert entschuldigte sein verspätetes Kommen oberflächlich und nahm seinen Platz zwischen Braut und Schwiegermutter ein.

Der Vetter, welchem der Titel und die Persönlichkeit Steinwehrs ebenso imponirte, als er dessen Rechte verstohlen neidete, rutschte immer ungemütlicher auf seinem Stuhle hin und her. Er fühlte sich jetzt in die Nebenrolle gedrängt. Aber sein Selbstgefühl

stachelte ihn trotzdem an, eine Unterhaltung mit dem reservirten zukünftigen Verwandten anzubahnen.

„Haben der Herr Doktor schon unser neuestes Glacé-Briefpapier gesehen?“ lispelte er, sein imaginäres Bärtchen streichend. „Sehr viel Schmelz bei aller Glätte! Prima Qualität! Aus der Fabrik Littwehr und Söhne!“

„Nein!“ sagte Herbert kurz. „Ich habe für solche Dinge keine Verwendung.“

„Es ist aber doch prachtvoll schön, etwas noch nicht Dagewesenes, ganz einzig in seiner Art! Der Karton, eleganter Karton mit Farbendruck, kostet nur fünf Mark — Fabrikpreis!“

Herbert nickte gleichgültig.

„Liebe Tante, ich werde, wenn Du erlaubst, Anna einen solchen Karton zum Präsent machen?“

„Wo fehlt's Dir, Christian? Soviel Geld für Schnickschnack! Na, Du fängst sauber an. Da kauf' Dir lieber Wäsche oder sonst was Nützliches!“

„Liebe Tante,“ versetzte der gekränkte Jüngling stolz und doch ängstlich, „die Mutter hat mich ja erst nagelneu ausgestattet!“

Herbert glaubte ersticken zu müssen in dieser bedrückenden geistigen Atmosphäre. Er sprang auf und eilte Anna entgegen, welche soeben mit Hülfe der maulenden Babette eine Schüssel prachtvoller Spargel und diverse Fleischbeilagen hereintrug.

„Ah, Spargel!“ sagte Vetter Christian, unwillkürlich seine roten Hände reibend. „Das sind sehr angenehme, nützliche Kreaturen! Ein wahrer Schmaus, liebe Tante!“

„Na, da iß Dich satt, Du armer Abonnementsschlucker,“ erwiderte Frau Meyer, ihm gleichsam als Zugabe noch einen gehäuften Löffel voll auf den Teller legend. „Nachher giebt's noch Geburtstagskuchen. Ja, da fällt mir ein —“

„Ihr Wohlsein, Herr Doktor!“ rief der beglückte Jüngling, sein schäumendes Bierglas gegen Steinwehr erhebend.

Frau Meyer ließ ihre Gabel klappernd auf den Teller fallen. „Na, Kinder, das ist keine Art unter Verwandten! Geherrdoktert wird hier nicht! Ihr seid auf dem besten Sprunge, Vettern zu werden — also stoßt an als Vettern!“

„Vetter Steinwehr," kicherte der junge Mann halb verschämt, halb kühn, sein Glas mit einer zierlichen Schwenkung gegen Mutter und Tochter Herbert entgegenhaltend, „Vetterchen Herbert Steinwehr, Ihr Wohlsein!"

Herbert quoll der Bissen im Munde. Der Irrtum, dessen er sich mit seiner Verlobung schuldig gemacht, klaffte weit und weiter. Kein Ende war darin abzusehen, auch für den besten Willen. Zuletzt erhob er sein Glas mit anerkennenswerter Selbstüberwindung. „Auf Ihr Wohl, Vetter Christian!"

O, welch' ein Unterschied zwischen gestern und heute! Er durfte nicht daran denken, ohne sich bis zur Vernichtung elend zu fühlen.

„Immer iß, lieber Junge!" sagte Frau Meyer, ihre Serviette sehr energisch benutzend. „Hören Sie mal, Herr Schwiegersohn, da fällt mir was ein! Ich sollte Ihnen ja' was abgeben. Bring' 'mal das Packet vom Nähtisch her, Annchen, und dann schäle Deinem Bräutigam ein paar Kartoffeln!"

„Ich danke Dir, Anna!" fiel er hastig ein. „Welches Packet?"

„Hier! Es sind Handschuhe darin von einer Dame, die sie mir persönlich für Sie überreicht hat. Ihnen ist ja wohl ein neues Paar neulich verdorben worden?“

Herbert zuckte zusammen. Dann fragte er gezwungen lachend. „Fräulein von Rochlitz?“

„Na, ich habe nichts verraten, Sie selbst sind darauf gekommen,“ lächelte Frau Meyer wohlgefällig. „Eine famose Dame! Hat über ’ne geschlagene Glockenstunde bei mir gesessen!“

„Eine Klatschbase!“ warf Herbert erbittert eine

„Na, hören Sie ’mal, Herr Schwiegersohn, das habe ich nicht gefunden! Sie hat sich sehr anerkennend über Sie ausgesprochen und über Annchen und über die Frau von Hardeleben.“

„Ueber wen?“ rief Herbert empört, indem er zugleich einen Stich im Herzen empfand. „Wie kam sie zu einem Urteil über diese Dame?“

„Na, das gesteh’ ich,“ sagte Frau Meyer angeärgert von dem schroffen, abweisenden Tone, „Sie thun ja gerade, als ob es Sünde wäre, von dieser

Dame wie von einer andern zu sprechen! Wenn sie auch noch so schön mit Ihnen thut" —

Es war ihm, als gäbe ihm Jemand einen Schlag ins Gesicht.

„Sie ist halt doch immer nur ein Mensch auch als Frau Präsidentin von Hardeleben! Denken Sie nur ja nicht, daß Alles Gold ist, was glänzt, Herr Schwiegersohn!"

„O, wie richtig!" seufzte Vetter Christian, den Rest der Spargel für sich in Beschlag nehmend.

Herbert warf ihm einen finstern Blick zu, vorläufig unfähig ruhig zu sprechen.

„Ja wohl, lieber Herr Sohn! Wenn so eine vornehme Dame sich auch gern ein bischen ansingen läßt — das Fräulein hat ganz Recht — es sind nur Launen. Morgen läßt sie sich vielleicht von einem Andern andeklamiren."

„O, welch' guter Witz!" lispelte Vetter Christian mit vollen Backen kauend.

„Ob's aber die Ehemänner immer gern sehen," fuhr Frau Meyer mit der ihr eigenen Rücksichtslosigkeit und derben Offenherzigkeit fort, welche in ärger-

licher Stimmung zuweilen die Wucht eines Todschlägers erhielten, „das ist eine andere Frage! Der Herr Präsident soll ein sehr ernster, gesetzter Mann sein und wird vermutlich, wie ich, nicht viel von allem Gesinge halten. Ein Bräutigam soll's besser unterlassen — nicht wahr, Annchen?"

„Frau Schwiegermutter," sagte Herbert mit mühsam bekämpfter Entrüstung, „daß eine Person wie Fräulein von Rochlitz nutzloses Geklatsch zu Tage fördert, ist schlimm, daß aber eine verständige Frau wie Sie, dieses Geklatsch weiter verbreitet und Andere damit empfindlich kränkt und verletzt, das ist ebenso unfaßbar als schwer zu entschuldigen."

„Hören Sie mal," rief Frau Meyer kurzatmig wie immer, wenn sie in Zorn geriet, und dieser fing jetzt vornehmlich an der verblüfften Miene ihres Neffen Feuer, „das hat mir noch Keiner geboten, am wenigsten wenn er, wie Sie, im Unrecht ist! Ich werde es zehnmal sagen hintereinander! Gerade werde ich es sagen! Es wäre viel gescheidter und zweckmäßiger, wenn Sie Abends bei Ihrer Braut säßen, von mir will ich garnicht reden, statt mit

andern Damen zu charmiren. Und wenn's auch Alles bloßer Unsinn ist, einerlei, Sie gehören zu Anna und nicht zu Frau von Hardeleben oder wie die Leute sonst noch heißen mögen."

„Es ist gut!" sagte Herbert blaß, aber mit fester Stimme, indem er sich erhob. „Sie kommen mit dieser Lehre meinem Entschluß nur zuvor. Anna gehört zu mir. Gut! Ich beabsichtige, mich sobald als möglich versetzen zu lassen. Dann werden ähnliche Vorwürfe ein Ende haben."

„Was?" schrie Frau Meyer, da sie eher den Einsturz des Himmels erwartet hätte als diese Wirkung ihrer im Grunde gut gemeinten Rede.

„Herbert!" Anna brach in Thränen aus und lief aus dem Zimmer.

„Vetter, Herr Vetter, das wäre ja Prima-Ueberstürzung!" stammelte Christian, die bläulichrote Farbe auf dem Antlitz seiner leiblichen Tante mit Entsetzen betrachtend.

Herbert hatte unbewegt Anna nachgeschaut, dann wandte er sich seiner Schwiegermutter zu. „Sie nahmen als Frau soeben das Vorrecht in Anspruch, sagen zu

dürfen, was Ihnen beliebt, ich als Mann beanspruche dieselbe Freiheit, was meine Handlungen anbelangt. Ich gehe morgen zum Direktor des Gymnasiums und setze ihn von meiner Absicht in Kenntniß. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, wie ich es gethan habe. Mir ist zufällig eine Vakanz bekannt, um welche ich mich bewerben werde."

„Wo?" fragte Frau Meyer, ihre runden Augen mit sprühendem Zorn auf Herbert richtend. „Laß das verdammte Geschaukle mit dem Stuhl sein, Christian, wenn ich mich ärgere!" rief sie plötzlich dem über alle Maßen bestürzten Jüngling zu, welcher in dieser wiegenden Bewegung seinen Schmerz über den drohenden Verlust zu ersticken suchte. „Kannst Du nicht still sitzen wie andere Menschen? Siehst Du nicht, daß mich der Schlag rühren möchte? Wo ist diese Valanx oder wie das Ding sonst heißt?"

„In Ostpreußen!" sagte Herbert ruhig, aber bestimmt.

„Herr Gott, bei den Russen!" rief Vetter Christian.

„Was? Bei den Russen?" Frau Meyer sprang

auf und schlug auf den Tisch, daß Teller, Gläser und Gabeln aneinander klirrten und Vetter Christian vor Schreck mit in die Höhe fuhr. „Mein Kind bei den Russen? Das ist gegen die Verabredung, Herr Schwiegersohn!“

Herbert zuckte die Achseln. „Zunächst liegt Tilsit nicht in Rußland, sodann ist es dem Weibe gesetzt, dem Manne zu folgen, wohin er immer gehen mag. An dieser Thatsache kann kein Zorn etwas ändern.“

In Frau Meyers ehrlicher Seele gewann die Richtigkeit dieser Behauptung neben der Liebe zu dem einzigen Kinde die Oberhand. Sie ging auf Herbert zu.

„Herr Schwiegersohn, hätte ich zehn Kinder, würde ich vielleicht sagen: Die Welt ist groß und Gott überall! Ich habe aber nur diese eine Tochter und wünsche, daß sie mir in alter Liebe nahe bleibt, bis ich soweit bin, mein Haus mit Vorteil verkaufen zu können und ihr nachzuziehen.“

Herbert schauderte bei diesem Gedanken, aber er sagte kein Wort der Erwiderung.

Meine Anna kann ihren Ehestand ohne mich nicht beginnen," fuhr Frau Meyer dringlicher fort.

„Zu einem Ehestande gehören nur Mann und Frau," fiel er ruhig ein.

„Was?" rief sie heftig, wobei ihre Rührung blitzschnell in lärmenden Groll umschlug. „Und mich wollen Sie ohne Weiteres an die Luft setzen? Mein Kind in Tilsit, und ich Ihretwegen in Buxtehude oder bei den Türken! Ja, war's so gemeint? Hast Du's gehört, Christian? Ich bin's Anhängsel! Ih, das ist ja allerliebst! Aber die Zulage zu Ihrem schmächtigen Gehalt, die darf ich altes, überflüssiges Anhängsel Euch doch schicken?"

„Guten Abend!" sagte Herbert und ging aus der Thür. Es kochte und gährte in ihm, als wollte sein Herz in Stücke reißen. Mehr als einmal war er in Versuchung gewesen, den Verlobungsring vom Finger zu ziehen und ihn der tobenden Frau hinzuwerfen, aber sein besseres Gefühl hatte den Sieg davongetragen. Wenn er selbst ihre Rechte ausschloß, wie durfte er Anna dann für die Ansichten der Mutter verantwortlich machen?

Auf dem Hausflur wandte er den Schritt nach dem Zimmer seiner Braut. Er klopfte an dessen Thür.

Niemand antwortete. Herbert beugte lauschend sein Ohr. Er hörte leise schluchzen.

„Anna!“ sagte er weich.

Keine Antwort.

Er drückte auf die Klinke. Die Thür war verschlossen und das Schluchzen dauerte fort.

„Anna,“ bat er dringlich, „öffne! Ich muß mit Dir sprechen! Wenn Du je Liebe für mich gefühlt hast, so öffne!“

Es regte sich nichts.

Herbert wandte sich ab. Es war ihm sterbensbang zu Mute, sterbenselend.

Aber tiefer als alles eigene Leid marterte ihn die Gewißheit, daß Senta's Name befleckt worden war von Rücksichtslosigkeit und Bosheit. Mochte seine Selbstanklage, mochte seine Furcht noch so qualvoll in ihm ringen mit dem unerträglichen Druck bestehender äußerer Verhältnisse, von dem finstern

Hintergrunde dieses Kampfes hob sich seine unbezwingliche Liebe zu Senta wie ein Sonnenstreif am gewitterschwülen Horizont ab — — —

Der Direktor des Gymnasiums vernahm Herberts Entschluß nicht ohne Befriedigung. Wie die Dinge lagen, würden sich seine kollegialischen Beziehungen niemals gebessert, sondern nur zugespitzt haben. Auch hatten etliche unliebsame Erfahrungen den alten gewiegten Schulmonarchen gelehrt, daß Herberts Naturell sich nicht sonderlich für die strenge Disziplin einer derartigen Lehranstalt eigne und seine oft zerstreute und noch öfter ungeduldige Lehrmethode keine besonderen Erfolge auf diesem Felde mühsamer, unermüdlicher Thätigkeit verheiße.

So sah er Herbert im Ganzen nicht ungern scheiden.

„Ich hoffe, daß es Ihnen an anderer Stelle besser gelingen wird, festen Fuß zu fassen, als es leider hier der Fall gewesen ist," schloß der alte Herr wohlwollend ernst. „Und wenn Sie von einem erfahrenen Mann guten Rat annehmen wollen, so streben Sie von nun an dahin, Ihrem Beruf ein von Neben=

dingen ungeschmälertes Interesse zu erhalten, ohne welches Sie niemals die Früchte unserer aufopfernden Thätigkeit ernten werden."

Herbert zuckte empfindlich verletzt die Achsel. „Hier könnten die Anschauungen verschieden sein!"

„Niemals!" wiederholte der Direktor sehr bestimmt. „Ebenso wenig wie Jemand zween Herren zugleich dienen kann. Einer von Beiden kommt zu kurz."

Herbert verließ aufs Tiefste verstimmt das Haus. Das Leben lag wie mit bleiernen Lasten auf ihm. Obwohl das Himmelszelt im blauem Glanze wie ein lachendes Antlitz über der frühlingsseligen Erde hing, deren tausendblumiges Brautgewand fliederduftig auf Feld und Auen hingebreitet lag, erschien dem mit seinem Schicksal Ringenden, die Welt finster, kalt und öde.

An dem nächsten Straßenübergang mußte er warten. Eine Reihe Wagen, darunter ein neues prachtvolles Gefährt des Grafen Vollreck mit vier Rappen bespannt, in welchem er seine Braut spazieren fuhr, kreuzte den Weg. Als Herbert flüchtig musternd

den Blick erhob, sah er die Equipage des Präsidenten dicht an sich vorüber rollen. Senta saß darin. Eine heiße Blutwelle färbte Beider Züge.

„Sie liebt mich!" flüsterte er, ohne es zu wagen, ihr nachzuschauen.

Zu Hause angelangt, überlegte er, was er mit der Liebesgabe Euphemia's von Rochlitz beginnen solle. Sie brannte ihm zuletzt wie ein Nessusgewand in der Hand. Er warf das Packet in seinen Papierkorb und beschloß, von dessen Geberin während seines kurzen Hierseins keinerlei Notiz mehr zu nehmen.

Mit seiner Braut hatte Herbert eine lange und nachdrückliche Unterredung, in welcher sein unabsichtlich zur Schau getragenes Seelenleid das immerhin weich veranlagte Mädchen bis zu dem Versprechen rührte, den Zorn ihrer Mutter nicht länger durch eigene Klagen zu bestärken.

Er reichte ihr dankend die Hand. Sie an sein Herz zu ziehen, wollte ihm nicht mehr gelingen.

Einige Tage darauf erhielt Herbert aus Tilsit

eine zusagende Erwiderung auf sein diesbezügliches Gesuch und die Aufforderung, so bald als möglich den neuen Wirkungskreis anzutreten.

Vier Wochen später, Anfang Juni, wollte er die Stadt verlassen. —

Viertes Kapitel.

Die Familie von Klingström lebte in einer Art Fieberhitze. Ihre Wohnung ward zum Taubenschlag, in welchem das ganze Heer der Modistinnen, Wäschelieferanten, Putzmacherinnen, Tafeldecker, Oberköche, Blumenhändler, Friseure und so weiter aus und ein flog. Valentinens Hochzeit war endgültig auf den ersten Juni festgesetzt worden. An dieser seiner Entscheidung ließ der Graf nicht rütteln. Ueber ihn war auch eine Art Fieber gekommen, welches der Anblick seiner schönen Braut von Tag zu Tag höher steigerte und das zuweilen in förmliche Delirien ausartete.

In einem solchen Anfall ließ er das gesammte bisherige Mobiliar seines Schlosses auf Vollrecksdorf geradezu auf die Straße werfen, und beauftragte ein halbes Dutzend Dekorateure, binnen kürzester Frist

eine neue Einrichtung unter völliger Mißachtung der Kosten seinem Namen und Range entsprechend, herzustellen. Selbst Pferdeliebhaber und im Besitz eines nahezu fürstlichen Marstalls kaufte er für einen ganz horrenden Preis ein Reitpferd für Valentine, obwohl dieselbe noch nie im Sattel gesessen hatte; und als der erste Versuch glänzend mißlang, geriet der Graf in eine solche berserkerhafte Wut über das tölpelhafte Tier, daß er es um ein Haar niedergestochen hätte und dasselbe am nächsten Tage schon um ein Spottgeld an den Pferdejuden verschleuderte.

Die Geheimrätin schwelgte geradezu in diesen Extravaganzen ihres Schwiegersohnes. Jede neue Kundgebung einer so extremen Liebe verlieh dem Grafen in ihren bescheiden gewöhnten Augen eine Art Aureole, welche sie blendete und verwirrte. Sie nannte ihre Tochter ein Mal über das andere ein Sonntags-Glückskind und niemals kam ihr der Gedanke, ob die brutale Willkür des Bräutigams, deren Zeuge sie bei jenem ersten Reitversuch gewesen, sich in der Folge nicht auch einmal gegen Valentine richten könne. Von solchen Befürchtungen war keine Rede.

Der große Polterabend, den Valentine ihrem Verlobten abgeschmeichelt auf Kosten einer kleinen Vermählungsfeier, nahm alle Gedanken in Anspruch, und selbst Lonny schwamm jetzt munter in dem glänzenden Fahrwasser der nächsten Tage umher und plätscherte mit ihrem heiteren Mutwillen wie ein reizender Goldfisch zwischen allen intimen und offiziellen Zurüstungen.

Zuweilen nur brach das Andenken an Armin Falk sieghaft traurig in ihr durch, wenn es an dichterischen Kräften fehlte, die in Aussicht genommenen lebenden Bilder mit einem erläuternden Text poetisch zu verbinden. Dann ballte sie wohl die kleine Hand zornig gegen Göpping, welcher dem Stadtgespräch gemäß Armin in seine neue Laufbahn gedrängt. In einer solchen zornigen Aufwallung stellte sie Göpping energisch in Betreff dieses Punktes zur Rede.

Er sah ihr lange freundlich forschend in die blauen Augen, bevor er ruhig fragte: „Glauben Sie nicht, daß, wäre dies der Fall, ich mir am allerwehesten gethan hätte?“

„Nein!“ sagte sie schnell. „Wie können Sie wissen, was ich an ihm verloren habe?“ Gleich dar-

auf war Lonny errötet uud ihm scherzend auf die Finger schlagend rief sie: „Und wenn Sie mich zehnmal so spöttisch anschauen, ich bleibe doch eine große Verehrerin dieses Edelfalken, und damit basta!“

Die Geheimrätin, welche an irgend einem Merkmal den richtigen Zusammenhang der Dinge erkannt haben mochte, verbot es Lonny auf das Ernstlichste, Armins Namen in Valentinens Gegenwart je zu erwähnen. Es war, als wenn sie geflissentlich ihre Tochter vor jedem Nachdenken über sich selbst bewahren wollte, anders konnte man ihre schmeichelhaften Lobeserhebungen und schönfärbenden Kritiken des Bräuti gams kaum noch erklären.

Valentine hörte nur zu gern auf diese mütterlichen Ergüsse und beredete sich selbst, daß die jähe Leidenschaft, mit welcher Vollreck sie oft geradezu an sich riß, Eins sei mit der großen, vollen Liebe, die in einer Abendstunde zu ihr gesprochen. Ja, sie brachte es so weit, sich wirklich in die Arme Dessen zu sehnen, der ihr unter oft frivolen Schwüren den Himmel an seiner Brust ausmalte und jede ihrer Liebkosungen mit Perlen und Edelsteinen verschwenderisch aufwog.

Immer ungeduldiger harrte sie zuletzt des Moments, welcher ihr neben dem blühenden Myrtenreis die neunzackige Grafenkrone aufs Haupt drücken sollte, und wenn der Graf ihr die Wonne dieses Moments mit dem Flüsterton der Liebesleidenschaft pries, konnte sie der Zeit Flügel wünschen, in dieses Eden des Glanzes, des Reichtums und der abgöttischen Zuneigung einzugehen.

Und der Moment kam. Er war da.

Freilich hätte die Geheimrätin es lieber gesehen, wenn der Graf sich ihren Wünschen etwas fügsamer erwiesen und beispielsweise Fräulein von Rochlitz zur Vermählungsfeier geladen hätte, aber Vollreck hatte mit einer nicht gerade zartsinnigen Geste verneint, und so erhielt Euphemia nur eine Einladung zum Polterabend.

Daß Herbert Steinwehr eine solche abgelehnt hatte, erschien Jedermann selbstverständlich, da er am folgenden Tage in der Frühe abzureisen genötigt war. Ebenso wenig fiel es auf, daß Senta von Hardeleben für ihre Person Unwohlseins halber absagen ließ,

wohingegen der Präsident sein Erscheinen in sichere Aussicht stellte.

Der hier und da vorsichtig ausgestreute böse Samen Euphemia's war in Folge der Versetzung Steinwehrs glücklich erstickt worden, und nur etliche Klatschbasen von Profession ahnten noch einen Zusammenhang zwischen den bleicher werdenden Wangen der Präsidentin und der träumerischen Hast, mit welcher Herbert seine Verbindungen in Warneburg gelöst und sein Fortgehen beschleunigt hatte.

Allen Familien hatte der junge Mann bereits seinen Abschiedsbesuch gemacht und noch immer zögerte er von Tag zu Tag, einen solchen in der Wohnung des Präsidenten, welche er nicht wieder betreten, abzustatten. Es war, als zöge eine höhere Macht ihn von diesem letzten Beisammensein gewaltsam zurück, wie sehr auch seine ringende Seele diesen schmerzlichen Lohn bitterer Selbstüberwindung ersehnte.

Der Morgen des ersten Juni stieg glorreich aus seinem Wolkenbett empor. Den Saum des Nebelschleiers mit Demanten gestickt, darunter das grüne Festgewand mit seinen dichten Rotdornranken und

halb erschlossenen weißen Rosenkränzen verheißend hervorschimmerte, schritt der junge Tag voran und belächelte das sich allmälig immer mehr verdichtende Chaos der Neugier und Erwartung vor und in den sonnenflimmernden Räumen der Matthäus-Hofkirche.

Die halbe Stadt hatte sich eingefunden, Zeuge der Vermählung eines der vornehmsten Kavaliere des kleinen Ländchens mit der Schönsten ihres Geschlechts zu sein. So groß und immer noch ausgiebiger gestaltete sich der Zufluß der Menschenmenge, daß nur die Wenigsten einen Einblick in das reich geschmückte Schiff der Kirche erhalten konnten. Die Emporen waren schon Stunden vorher überfüllt und unten zwischen den Bänken wurde das Gedränge zu Zeiten nahezu lebensgefährlich.

Vor dem mit kostbaren Teppichen, Blumenschmuck und blitzenden silbernen Geräten prangenden Altar, welchen in doppelten Reihen rote Sammetfauteuils zur Aufnahme der geladenen Gäste umstanden, harrten zwei goldschimmernde Brokatsessel des Brautpaares, und auf jedem Sessel lagen die abzusingenden Lieder in weißseidenen, goldgestickten Einbänden.

Die erst eifrig schwatzende Menge vor dem großen Portal der Kirche war allmälig schweigsam geworden und gab endlich Zeichen wachsender Ungeduld von sich. Noch immer nicht wollte sich das ersehnte Rollen der ersten Galaequipage vernehmen lassen, obwohl die Turmuhr über den wogenden Häuptern längst die festgesetzte Stunde weithin verkündet hatte.

Aber jetzt! Nein, noch nicht! Doch! Alle Hälse reckten sich nach der Richtung, aus welcher das Geräusch erscholl. Und da fuhr in rascher Folge Wagen um Wagen heran, aus denen sich ein augenblendender Flor von Farbenpracht und Juwelenglanz ergoß. Wie das feierlich rauschte und wallte in dem warmen Licht des schönsten Frühlingstages, wie die Sonne sich strahlend in all' den Brillantrosetten und Sternen und Gehängen spiegelte und sich gleichsam liebkosend in die weichen Falten des rieselnden Atlas und den starren Faltenwurf gold- und silberdurchwirkter Schleppen schmiegte.

Ein anhaltendes Ah der Bewunderung pflanzte sich von Mund zu Mund, hin und wieder untermischt mit dem dumpfen Murmeln der Mißgunst und des

Neides. Die Weiber stießen sich verstohlen an und machten einander auf Dies und Jenes aufmerksam, die Kinder klatschten in die Hände und die Mehrzahl der Männer belustigte sich mit schlechten Witzen.

Immer schneller rollten die Wagen herbei, immer hastiger rissen die Diener des Grafen, deren blausilberne Livreen weithin leuchteten, die Thüren auf und ordneten die meterlangen Schleppen auf dem purpurnen Teppichgrund.

Jetzt endlich stieg die Brautmutter aus und hinter ihr Lonny, in eine Wolke rosiger Gaze und Spitzen gehüllt. Das Brautpaar war demnach bereits auf dem Wege zur Kirche.

Die Haltung der Geheimrätin war imponirend. Ihre neue Würde ruhte ersichtlich auf ihrer ganzen Erscheinung, von dem Fliedertuff auf ihrem Scheitel angefangen bis zum Saume ihrer mattgelben Sammetrobe. In ihren Stolz aber mischte sich zugleich herzinnige Freude über das unvergleichliche Glück der geliebten Tochter, und so war das flimmernde Tropfenpaar, welches immer wieder in ihren Augen aufstieg, ein sprechender Abglanz ihrer inneren Gefühle.

Der Anblick einer bewegten Mutter hat zu allen Zeiten etwas Zwingendes. So auch hier. Das Tuscheln und Lachen verstummte jäh. Da war es, als ob dort dicht neben dem Eingangspfeiler ein Seufzer hörbar ward, ein leiser, scheuer Laut. Einige der Umstehenden drehten die Köpfe nach der Stelle —

Da brauste der Rappen-Viererzug des Grafen mit der neuen Staatskarosse heran. Vorn auf dem Bock neben dem langbärtigen Kutscher saß die schmächtige Gestalt des Kammerdieners, dessen gelbes, faltiges Antlitz hochfahrend auf die sich stauende und staunende Menge herabsah. Wie ein Blitz sprang er zur Erde und öffnete den Wagenschlag. Unter ehrfurchtsvoller Verbeugung des aufwartenden Personals und dem nahezu atemlosen Schweigen der Anwesenden hob Graf Vollreck seine Braut aus den Kissen.

Ein jubelnder Ruf des Entzückens ward laut. Wie eine Fürstin geschmückt stand Valentine in strahlender Schönheit vor den Blicken Aller.

Die Mittagssonne goß ihr volles Licht aus wolkenloser blauer Schale auf das mit silbernen Myrten reich durchstickte weiße Atlasgewand, dessen

stolzer Faltenwurf den herrlichen Körper seiner Trägerin erst zur rechten Geltung zu bringen schien. Ueber das mit grünen Myrten durchflochtene, mit einem Brillantdiadem geschmückte Haar fiel ein durchsichtiger Schleier, das strahlende Antlitz halb verhüllend, bis zum Saum der Schleppe nieder. Auf dem schneller atmenden Busen, auf den silbergestickten Handschuhen blitzten Edelsteine, und die Hand, welche in diesen kostbaren Handschuhen steckte, schien zu klein, den blühenden, duftenden Strauß zu tragen.

Der Graf reichte seiner Braut den Arm, sie zum Altar zu geleiten. Auf diesem Wege mußte er die Stelle passiren, woher jener halberstickte Seufzer ertönt war.

Dort stand, das Haupt gegen die Wand gedrückt, ein ärmlich gekleidetes Weib, an deren Hände sich zwei Kinder ängstlich klammerten und mit scheuen Blicken den stolzen Gestalten der zu Vermählenden nachstarrten, als diese die Kirche betraten. Das arme Weib fuhr wie aus einer Betäubung auf und machte Miene, dem Paare nachzustürzen, aber sie sank erschöpft gegen das kalte Gestein zurück. Ein Stöhnen

nur oder Aechzen oder lautes Weinen quoll über ihre bleichen Lippen.

Es ging unter in den brausenden Tönen der Orgel, zu denen ein lauter und lauter anschwellender Jubelchor sich mit süßem Wohllaut gesellte. . . .

Die Ceremonie ging zu Ende. Die Haltung des Bräutigams war zwar nicht sehr andächtig, aber jedenfalls vornehm nachlässig gewesen, sein leicht hingeworfenes Ja hatte etwas seltsam mit Valentinens mehr geflüstertem Ja kontrastirt und die Hast, mit welcher er seiner jungen Gattin den Arm reichte, um aus der teufelsmäßigen Kirchenluft herauszukommen, stimmte vollkommen mit der Lieblingsbezeichnung Bête, welche er seinem dienstbeflissenen Kammerdiener beim Besteigen des Wagens ziemlich laut an den Kopf warf.

Ein Zuruf des Kutschers, und die Pferde zogen an.

Die Gräfin Vollreck empfing daheim ihre Gäste — es war ein durchsichtiges Geheimniß, daß der Graf das Diner selbst zusammengestellt und auf seine Kosten hatte herrichten lassen — mit dem unvermischten Lächeln stolz befriedigter Wünsche oder vielmehr der Wunschlosigkeit. Ihr ganzes ferneres Leben lag wie

eine unabsehbare grüne Aue vor ihren Blicken, über welche niemals Dämmerung niederging, niedergehen konnte. Jetzt streifte keiner ihrer leisesten Gedanken mehr die nichtsbedeutende Persönlichkeit eines sich überhebenden Kandidaten. Valentine saß lachend, scherzend, nahezu übermütig gelaunt neben ihrem Gemahl, dessen funkelnde Augen Lonny heute noch dreimal so häßlich geschlitzt dünkten als je zuvor.

Der Präsident von Hardeleben hatte den Vorzug, die Brautmutter zur Tafel zu führen, nachdem er seine Frau nochmals wegen Unwohlseins entschuldigt. —

Während das Festmahl seinen ungestörten Fortgang nahm, wandelte Herbert Steinwehr unentschlossen und mit sich kämpfend in den Straßen umher. Jetzt verdroß es ihn, den leicht Erregbaren, über alle Maßen, daß er so lange mit seinem letzten Besuch bei Senta gezögert. Es dünkte ihm von Minute zu Minute unerträglicher, sich von ihr, der er ein schweres Opfer freudig gebracht, wie ein beliebiger Fremder abweisen zn lassen — und doch, es war das Beste, das Richtigste, wenn sie es that. Und sie that es sicherlich.

Was hätte er für einen letzten warmen Blick aus ihren geliebten Augen gegeben, für einen ersten und letzten warmen Händedruck!

Es durfte nicht sein.

Herbert raffte sich gewaltsam aus seinen trostlosen Betrachtungen auf. Er sah nach der Uhr — die fünfte Stunde war vorbei. Also die rechte Zeit, droben eine Karte abzugeben.

Ohne Besinnen schritt er die Straße vollends hinauf.

Die Luft in dem hohen Treppenhause dünkte ihm nach der Hitze draußen empfindlich kalt, zum wenigsten rieselten Schauer durch das rasch rollende Blut des jungen, tief erregten Mannes.

Er drückte auf die Glocke.

Der Diener erschien und nahm seine Karte in Empfang. „Es ist eine Dame zum Besuch bei der gnädigen Frau, ich werde anfragen."

Herberts Herz begann von Neuem und lebhafter zu pochen. War es Schmerz, war es Glück, was er empfand bei der Vorstellung, sie noch einmal zu sehen?

Senta hatte schon geraume Zeit die Gesellschaft

einer alten, gutmütigen und sehr lebhaften Dame genossen, welche es sich angelegen sein ließ, die leidende junge Frau durch harmlose Plaudereien auf „andere Gedanken“ zu bringen. Sie besaß ein zwar wohlthuendes, aber auch erstaunlich ausgiebiges Organ und gehörte demnach zu den Gästen, welche die Kosten einer Unterhaltung fast allein zu tragen pflegen. Die Präsidentin, anmutig freundlich wie immer, ließ den sanft und unermüdlich rauschenden Strom schweigsam über sich ergehen und war gerade gefällig genug, die drastische Schilderung der verfehlten Wirkung eines blasenziehenden Pflasters zu belächeln, als der Diener hereinkam und Herberts Karte überreichte.

Senta fühlte, daß ihr Atem flüchtig stockte. „Was haben Sie gesagt?“

„Ich sagte, daß die gnädige Frau bereits einen Besuch empfangen hätten.“

„Wer ist's, meine Liebe?“ rief die kleine, geschwätzige Dame. „Zeigen Sie! Ah, der junge Doktor Steinwehr! Nehmen Sie ihn, bitte, an! Ich habe seinen Abschiedsbesuch leider verfehlt und möchte ihm doch gerne noch Adieu sagen. Er ist ein

so netter, liebenswürdiger Mensch! Nicht wahr, Sie sind zu sprechen?"

„Wenn Sie es wünschen," sagte Senta, wiewohl mit unschlüssiger Befangenheit auf die Karte schauend, die einen teueren Namenszug trug. „Ich lasse also bitten!"

Herbert hatte wie im Traum die Aufforderung des Dieners vernommen und wie im Traum sah er auch den bunten Vorhang zurückgeschlagen, welcher ihn von dem Ideal seines Lebens trennte.

Jetzt stand er vor Senta, die in ihrem weißen, schleifengeschmückten Hausgewande mit den schnell erglühten Wangen und den unbewußt leise zuckenden Lippen wie ein Bild holdester, süßester Weiblichkeit ihn willkommen hieß.

Sie reichte ihm nicht die Hand, wie dies die alte Dame unter unerschöpflichen Bedauerungsergüssen that, wobei sie den jungen Mann ihrer nahezu mütterlichen oder doch wenigstens verwandtschaftlichen Zuneigung mehr als eifrig versicherte. „Und nun erzählen Sie uns etwas von Ihrem zukünftigen Eldorado!" schloß sie scherzend.

„Da ist leider nicht viel zu berichten," sagte Herbert mühsam lächelnd. „Aus einer Tretmühle scheidet man aus, in eine andere tritt man ein."

„Ich kann's mir denken," fiel die bewegliche, kleine Dame ein, „Sie wollen Ihren Hausstand lieber anderswo beginnen als hier. Es ist auch besser für den jungen Ehemann. Nicht wahr? Eine Schwiegermutter kann lästig werden!"

„So ist's!" sagte Herbert und ihm war, als presse sich eine Hand unsäglich schmerzend auf sein widerwillig zuckendes Herz.

„Sagen Sie 'mal, liebstes Doktorchen, was ich schon immer 'mal fragen wollte," fuhr die redselige, alte Dame fort, „mußten Sie denn gerade Lehrer werden? Sie passen doch in die Gesellschaft der alten, weisen Uhus und Bücherwürmer wie die Taube in ein Habichtsnest, wie?"

Senta wollte dem Gespräch eine andere feinfühlige Wendung geben, aber die alte Dame war in diesem Fach unüberwindlich. So blieb ihr nichts übrig, als Herbert einen still abbittenden Blick zuzu-

werfen, den dieser in gleicher Sprache beruhigend erwiderte.

„Irgend einen Beruf mußte ich doch wohl erwählen," sagte er ruhig, „wenngleich ich nicht behaupten will, daß ich je besondere Vorliebe für unsere philologischen Künste empfunden hätte. Die Sache besitzt einen andern schief zugebogenen Haken. Man beabsichtigte mich dingfest zu machen, gewissermaßen zu feien gegen etwaige freizüglerische Anwandlungen. Das Experiment ist auch vollkommen geglückt, bis auf einen kleinen Rest störender Kontrebande, den ich immer noch mit mir herumtrage."

„Sänger hätten Sie werden müssen, Doktorchen!" rief die alte Dame, ihm lebhaft zunickend. „Warum sind Sie nicht Sänger geworden?"

Herbert strich leicht über seinen krausen Backenbart. „Davor sollte mich eben die Philologie bewahren, sie sollte den Künstlerdämon in mir ersticken und austreiben. Doch das hängt innig mit meiner Jugendgeschichte zusammen, welche aber kein Interesse für die beiden Damen haben kann."

„Doch, Doktorchen, erst recht! Sie sprechen an

sich schon so hübsch, daß man gern zuhören muß. Nicht wahr, Frau von Hardeleben?"

Senta fühlte Herberts Blick fragend auf sich ruhen. Sie nickte schnell. Ach, wie doppelt süß klang ihr seine Stimme in diesen letzten schnell entfliehenden Minuten. „Gewiß! Erzählen Sie uns!" bat sie weich.

„Es ist keine lange, auch keine sensationelle Geschichte," begann er flüchtig lächelnd, „sondern hausbackene, bürgerliche Moral. Mein Vater, ein tüchtiger, aber gewissermaßen trocken veranlagter Charakter, bekleidete den Posten eines Rates an der Regierung der benachbarten preußischen Provinz. Eine tiefernste Neigung zu einer jungen, schönen, geistsprühenden Sängerin ließ ihn seine starren Grundsätze vergessen und einen Schritt thun, den er jedem andern auf das Eifrigste widerraten hätte. Er heiratete in vorgerückten Jahren die ihm schwärmerisch anhangende Künstlerin, meine unvergeßliche Mutter. Ihr Herz und ihre bezaubernde Persönlichkeit hatte er gewonnen, ihre geistige Veranlagung nicht; die mußte ihm ewig fremd bleiben, wie sie unzerstörbar in meiner Mutter fortlebte, fortwirkte. Welche Kämpfe diese beiden ganz

gleich berechtigten oder gleich unberechtigten Charaktere miteinander auf diesem Gebiete führten, wie die Liebe des Einen zum Andern mit der angeborenen individuellen Begabung rang, wie hoffnungslos Beide oft von diesem geistigen Ringen abließen, um einen Scheinfrieden zu schließen, den nicht Ueberzeugung, sondern nur Herzeleid diktirte, — das erzählten die still vergossenen Thränen meiner Mutter, wenn sie mich, den einzigen Sohn, an ihre Brust drückte und mir auf meine quälenden Bitten mit ihrer süßen Stimme Kinderlieder sang, die ich nie, nie vergessen werde, — das erzählte auch die umwölkte Stirn meines Vaters, wenn er mich von Jugend an mit eiserner Energie zum Lernen, zum praktischen Leben anhielt."

Senta drückte die gefalteten Hände auf ihrem Schoß fester ineinander. Der Klang seiner Stimme, die Sprache seiner klaren Augen überdrang sie mit kaum zu verhehlender Wehmut. O, wäre der Abschied erst überstanden!

„‚Der Junge wird Philologe!‘ sagte mein Vater," fuhr Herbert nach kurzem, ernstem Schweigen fort. „‚Laß ihn werden, was ich war!‘ bat meine Mutter

vergeblich. ‚Er hat die Anlage dazu und kann nur so glücklich werden!‘ Aber meines Vaters Wille trug den Sieg davon. Er haßte, ja, er fürchtete das Künstlertum von ganzer Seele als die Wurzel allen Leides, aller Irrtümer. ‚Besser ein mittelmäßiger Philologe als ein vagabondirender Sängerheros!‘ So schob er mich denn möglichst rasch durch Gymnasium und Universität.“

„Ihre Eltern, leben sie noch?“ fragte Senta leise, als ob sie eine Wunde schonen müsse. „Ihre Mutter?“

„Beide sind vor drei Jahren kurz nacheinander gestorben,“ erwiderte Herbert, diese letzte Frage mit voller Dankbarkeit empfindend „Ihr Bild aber trage ich immer bei mir.“

„Darf ich es sehen?“

Er löste ein Medaillon von seiner Uhrkette, öffnete es und reichte es Senta über den Tisch.

Sie blickte lange hinein in das schöne, kluge Frauenantlitz mit den großen, strahlenden Augen. „Ihr Ebenbild!“ sagte sie dann langsam.

Ungeduldig riß ihr die alte Dame die Kapsel

fast aus den Händen. „Ein allerliebstes Weibchen! Nein, und so ähnlich! Wie kann man sich so ähnlich sein! Und die Stimme haben Sie auch noch von ihr bekommen, Doktorchen, Sie Glückspilz! Wissen Sie, was mir da eben bei Ihrer sehr hübschen Erzählung einfiel, Doktorchen?“

„Nun?“ fragte Herbert zerstreut.

„Das Sie dieselbe Sache, bloß auf den Kopf gestellt, noch einmal experimentiren. Die kleine Anna Meyer — Herr des Himmels, schlägt das wirklich sechs Uhr? Wann kommt der Zug aus Dresden hier an, Doktorchen? Aber ganz genau?“

„Um sechs Uhr zwanzig Minuten, gnädige Frau!“

„Dann muß ich fort!“ rief die kleine Dame, wie ein Gummiball in die Höhe springend. „Meine Nichte besucht mich, und ich muß sie vom Bahnhof abholen. Zu schade — gerade jetzt! Es war so nett bei Ihnen, teuerste, liebste Frau von Hardeleben! Adieu, geliebtes Frauchen! Adieu, Doktorchen! Nein, nein, ich habe keine Sekunde länger Zeit! Bitte, bleiben Sie! Keine Rede, daß ich noch warte! Adieu! Unterhalten Sie unsere gute Präsidentin noch ein

Veilchen, lieber Doktor, da thun Sie ein gutes Werk!“ Die letzten Worte verhallten schon hinter dem dunklen Vorhang, welcher mit Sturmesgewalt hinter ihr zusammenschlug.

Senta und Herbert hatten sich beide erhoben. Jetzt, da die alte Dame verschwunden war, standen sie sich schweigend, beklommen, nahezu verlegen gegenüber. Die Macht des Augenblicks, diese ewig siegreiche Macht, verband sich mit dem bitteren Schmerzgefühl einer unaufschiebbaren Trennung.

Die Wimpern zu Boden geschlagen, die schlanken, weißen Hände ineinander gedrückt, das Rot der Liebe, der bangseligen Furcht auf den Wangen, erwartete sie seinen Abschiedsgruß.

Und er sah auf sie hernieder mit leidenschaftlichem Weh.

„Sie scheiden,“ sagte Senta langsam aufschauend und über den Spiegel ihrer tiefen, träumerischen Augen breitete sich allmälig ein feuchter Schleier hin. „Seien Sie glücklich, werden Sie es!“

„Nie!“ Das Wort drängte sich unbewußt über seine Lippen. Erschrocken wandte er sich ab.

Er wollte gehen, schnell, ohne weiteren Abschied. Aber an der Thürschwelle zog es ihn noch einmal allmächtig zu ihr zurück, die regungslos wie im Traum seine Schritte verfolgte.

Er wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Da plötzlich, einer jähen impulsiven Eingebung folgend, die es ihm allein ermöglichte, sein bis zum Ersticken gepreßtes Herz zu entlasten, trat er zum Klavier. Ein Lied, ein einziges, schwebte ihm auf den Lippen. Er fühlte es, seine ganze Seele, sein ganzes Sein, würden sich in diesen Tönen auflösen, würden zu ihr dringen, ihr sagen und gestehen, klagen und jauchzen, was nie, nie ausgesprochen werden durfte.

Der Abendsonnenschein fiel in rötlichgoldenem Glanze durch die hohen Scheiben in das stille Gemach. Er fiel über die frisch grünenden Blattpflanzen und über die blühenden Heliotropen am Fenster, er fiel aber auch leuchtend über die weiße Frauengestalt neben dem Schreibtisch, die mit leisem Zittern Herberts Wunsch erriet.

Jetzt sang er. Jetzt griff er mit voller unver=

mittelter Gewalt in ihr tiefst verborgenes Leid, in den reichen Schatz ihrer unberührten ersten Liebe. Jetzt hob er ihn empor, höher, immer höher, bis in die dunklen Augen — dort floß er über, heißperlend, unaufhaltsam . . . .

„Wie bist Du, meine Königin, durch sanfte Güte wonnevoll! Du lächle nur — Lenzdüfte weh'n durch mein Gemüte wonnevoll —

Frisch aufgeblühter Rosen Glanz, vergleich' ich ihn dem Deinigen? Ach, über Alles, was da blüht, ist Deine Blüte wonnevoll!"

Einen flüchtigen Moment schien es, als ob die Stimme des Sängers verstummen wollte. Er atmete tiefer, lauter — dann aber setzte er von Neuem ein, flüsternd fast und doch wie selbstberauscht von Lust und Weh.

„Laß mich vergeh'n in Deinem Arm! Es ist in ihm ja selbst der Tod, ob auch die herbste Todesqual die Brust durchwühle, wonnevoll, wonnevoll —"

Herbert stand auf. Er wandte sich um.

Senta hatte beide Hände gegen ihr Antlitz gedrückt. Zwischen ihren Fingern glitten leuchtende

Tropfen hindurch auf den schnell atmenden Busen. Ihr ganzer Körper glühte und bebte vor gewaltiger innerer Erregung.

Er trat zu ihr. In ihm wogte und wallte es fiebergleich. Die Gegenwart schwand. Er sah nichts mehr auf diesem ganzen Erdenrund als die heißgeliebte, weinende Frau, er fühlte nichts mehr als seinen eigenen jagenden, fliegenden Pulsschlag.

„Senta," flüsterte er, seiner Sinne kaum noch mächtig, „Du mein Leben — Du mein Glück — Du mein Schmerz —!"

Sie zuckte zusammen.

Zu ihren Füßen liegend barg er sein Antlitz in den Falten ihres weißen, luftigen Gewandes. „Hörst Du die Sprache der Liebe, der Verzweiflung?" murmelte er wie erstickt von seinen Gefühlen.

Sie ließ die Hände sinken. Mit thränenüberströmten Wangen blickte sie ihm flehend in die Augen.

Er sprang empor, nahm ihre Rechte und preßte seine Lippen darauf und küßte sie dann sanfter und sanfter.

„Es ist Sünde“ — flüsterte sie, aber doch immer ohnmächtiger dem zwingenden Drang ihres Herzens folgend. „Herbert — o, mein Gott!“ Sie schwankte.

Er hielt sie in seinen Armen auf. An seiner Brust lag sie wie ein Kind. Er beugte sich über sie in ungemessener Seligkeit.

„Bist Du meine Königin?“ fragte er mit leidenschaftlichem Lächeln. „Bist Du's? O, mehr als das bist Du mir! Mein Ein, mein Alles, mein Himmel bist Du und mein Gott darin! Senta, und das soll Sünde sein?“

Sie sah wie verklärt zu ihm auf. „Wie habe ich um Dich gelitten —“

Er beugte sich tiefer über ihr bleiches Antlitz. „Glaubst Du wirklich, daß es Sünde sein könne in dieser Welt voll Haß und Neid, wenn sich zwei Menschen zu einander hingezogen fühlen, wenn sie sich lieben, lieben, wie wir uns lieben und doch scheiden?“

„Nein,“ hauchte sie leise.

Herbert küßte ihr das Wort von den Lippen. Da kam ihr die Besinnung zurück. Mit lautem

Angstruf fuhr sie aus seiner Umarmung empor. Ein Schauer rieselte eisigkalt durch ihre Glieder — sie riß sich los und eilte wie von jäh aufsteigenden Reuefurien verfolgt aus dem Gemach.

Er griff wie betäubt nach der Stirn. Dann riß er den Vorhang zurück und stürzte gleichfalls fort.

Fünftes Kapitel.

Graf Vollreck hatte zwar gegen seine Gemahlin, sowie gegen seine Nachbarin ziemlich hörbar die leidige Sucht der Deutschen gegeißelt, jedes Glas Wein durch eine Ansprache zu verwässern, nichtsdestoweniger war die Zahl der schon ausgebrachten Toaste eine ganz respektable. Der Refrain oder der Bodensatz einer jeden solchen stilistischen Uebung posaunte unfehlbar das eminente Glück der jungen Eheleute, insbesondere das Glück des etwa vierzigjährigen Hochzeiters in die Welt. Valentine ward bedankt, daß sie es der Mühe wert gehalten, an die Oberfläche dieser armen Erde zu steigen — eine Trope, die übrigens den Beifall des Grafen erntete, da sie ihn an die schaumgeborene Anadyomene erinnerte — die Geheimrätin in einer Doublette gepriesen und bedankt, daß sie sich der

Mühe unterzogen hatte, die schöne Braut zur Welt zu bringen. Auch Lonny erhielt ihr Diplom redewendlich zugesichert, daß sie als Schwester dieser unvergleichlichen Schwester deren Tage im Elternhause durch Zärtlichkeit und Fügsamkeit stets erheitert und verherrlicht habe — eine Berufung, welche Lonny mit lautem Gelächter erwiderte.

„Wer läßt nun noch geschwind unsere Großmutter leben?“

Solche kleine Intermezzi gingen in der großen, lärmenden Brandung der allgemeinen Festfreude alsbald spurlos unter.

Der Graf hatte reichlich getrunken und somit die ihm anhaftende kühle Nonchalance abgestreift. Er war in seinem eigentlichen Fahrwasser angelangt. Das schöne, reizvolle Weib an seiner Seite, dessen Wangen vor Glück und stolzer Freude flammten, gehörte ihm und wenn die ganze Welt sich dagegen gestemmt hätte, sie war sein Eigentum, schwer genug erkauft, wie er im Stillen sich lächelnd eingestand.

Eine Weile stachelte ihn dieses Bewußtsein zu einer bemerkenswerten Heiterkeit auf. Valentinens

Hand in der seinen drückend, vereinigte er die Lachlust der gesammten Tafelrunde auf seine nicht immer ganz zarten und sinnigen Bonmots, überbot sich in skeptischen Randglossen und verwirrte auch das Urteil Besserer durch die erstaunliche Ungenirtheit, mit welcher er seine Anschauungsweise wie eine rote Signalflagge aufpflanzte.

Die Geheimrätin strahlte, denn die ganze erste Gesellschaft der kleinen Residenz lag ihr, der Gastgeberin, zu Füßen. Der Name ihrer Tochter mußte dieses glänzende Relief um ihre Person notwendig festhalten. Sie nickte dieser freudig zu und hob ihr Glas gegen die Gräfin, aus deren dunklen Augen es heute so warm, so sonnig hell leuchtete.

Der Champagner floß, die Kerzen wurden entzündet, weil der Graf nach „mehr Licht" gerufen hatte. Die Musik begann im Nebenzimmer zu stimmen. Ein Ball sollte den glänzenden Tag beschließen, den letzten, welchen Valentine unter den Ihren verlebte, da morgen in der Frühe die Hochzeitsreise nach der Schweiz angetreten werden sollte. Heute gehörte sie noch einmal ganz und voll der Mutter. In dem allgemeinen

Trubel, welcher auch die schwerste Zunge zuletzt siegreich löste, fiel es nur den Nachbarinnen des Präsidenten für einen kurzen Moment auf, daß diesem ein Billet gereicht ward, welches er, sichtlich unangenehm berührt, empfing und erbrach.

Es enthielt in der ihm bekannten verstellten Handschrift die wenigen Worte: „Soeben nimmt Herbert, der Sänger, einen unbelauschten Abschied von seiner Muse. Wissen Sie nun, weshalb er mit seinem Abschiedsbesuch so lange wartete?"

„Doch nichts Störendes?" fragte die Brautmutter artig.

„Meine Gattin bittet mich, zeitiger heimzukehren, als ich beabsichtigte. Sie fühlt sich leidender. Gestatten Sie mir daher, gnädige Frau, mich etwas früher zurückzuziehen!"

Die bedauernde Antwort der Geheimrätin verhallte in dem betäubenden Durcheinander, welches der in diesem Moment erfolgende allgemeine Aufbruch von der Tafel verursachte.

Der Graf, dessen Temperament immer völliger zum Ausbruch drängte, je mehr die Zeit vorwärts-

eilte, empfand plötzlich ein heftiges Widerstreben, sich hier noch länger begaffen zu lassen. Die weiße, süße Mädchenknospe dort unter dem strahlenden Diadem hatte ja keinen andern Willen mehr neben dem seinen.

Er eilte zu ihr und zog ihre Hand halb schmeichelnd, halb herrisch an seine Brust. „Valentine, wir fahren sogleich!“

Sie sah erst betroffen, dann lachend zu ihm auf: „Du scherzest, Berthold! Wir reisen ja erst morgen!“

Er sah sie mit heißen, fast grausamen Blicken an: „Ich will auch jetzt nicht reisen, sondern nach Vollrecksdorf fahren.“

„Ist das Dein Ernst?“ fragte sie noch immer ungläubig. „Mama wird untröstlich sein.“

„Das ist meine Sorge!“ sagte er ziemlich schroff. „In einer Stunde spätestens fährt der Wagen vor.“ Er küßte ihre Finger scherzend und verlangend. „Willst Du nicht mit mir kommen?“

Sie errötete, entzückt von seiner letzten zärtlichen Frage, und nickte. „Ich werde fertig sein, Berthold!“

„Charmant!“ rief er ihr nach, dann ging er mit einer gewissen triumphirenden Schadenfreude seiner Schwiegermutter entgegen. „Meine verehrte Mama, es ist zwar bezaubernd unterhaltsam auf Ihrem Feste, aber Valentine und ich verzichten auf dessen Fortsetzung. In einer Stunde sind wir auf dem Wege nach Vollrecksdorf. Wie so nicht?“ fragte er mit spöttischem Lächeln. „Auf den kleinen Umweg über Vollrecksdorf nach dem Rigi kommt es mir weiter nicht an.“

„Aber der Empfang — die Jungfer?“ stammelte Frau von Klingström, welche allzuschnell ihre Machtlosigkeit diesem Manne gegenüber begriff.

„Der Empfang ist meine Liebe, teure Mama, die auch ohne Fackelzug und bengalisches Licht uns den Weg erhellen wird. Und was die Jungfer anbelangt —“

„Sie ist noch in der Stadt bei ihren Eltern. Soll ich sie schnell holen lassen?“ fragte die Geheimrätin nur noch an ihre Tochter denkend.

„Ja, teure Mama, und uns nachexpediren, wenn Sie die Güte haben wollen!“

„Wie lange werden —?“

„Weiß ich noch nicht, teure Mama!“ fiel der Graf sarkastisch lächelnd ein, indem er sich vor der stillentsetzten Dame verbeugte. „Sobald wir wieder da sind, erfahren Sie es bestimmt!“

Valentine war schnell und unbeachtet aus dem Kreise der fröhlich Tanzenden getreten und nach ihrem Mädchenzimmer geeilt, welches sie mit Lonny geteilt hatte. Hier war es still, einsam und nach der heißen Luft des Salons auch wohlthuend kühl.

Die junge, schöne Gräfin läutete. Niemand kam. Das Dienstpersonal der Geheimrätin war anderweitig beschäftigt oder schwatzte mit den Bedienten der fremden Herrschaften.

Valentine öffnete daher nach kurzem, vergeblichem Warten eigenhändig den Kleiderschrank und nahm ihren Reiseanzug heraus. Sie ärgerte sich über diese ungehörige Handleistung und ersehnte mit brennender Ungeduld den Vollgenuß ihrer neuen Würde.

Wo blieb nur die Mutter so lange?

Valentine nahm das flimmernde Diadem vom Haupte und hob den wallenden Schleier herab. Sie

löste die schweren Spangen von den Armen und das funkelnde Geschmeide von der Brust.

Die Geheimrätin trat atemlos ins Zimmer. Sie war aufgehalten worden und fest entschlossen, sich um Valentinens willen keinerlei Verdruß anmerken zu lassen. Mit ihrer Hülfe ward das silberdurchwirkte Gewand schnell gegen das dunkle Reisekleid vertauscht, aus welchem die ebenmäßige Gestalt der jungen Frau fast noch vorteilhafter sich abhob.

Eben schlang die bewegte Mutter, deren eitle Seele bereits einen heftigen Stoß erlitten hatte, ihre Arme noch einmal, zum letzten Male fest um die schöne Tochter, sie innig ans Herz zu ziehen, da pochte es gegen die Außenthür des Gemaches.

„Der Graf kommt!“ sagte die Geheimrätin zurücktretend, während Valentine über und über heiß errötete. „Rufe: Herein!“

Valentine gehorchte und ging zugleich nach der Thür, sie zu öffnen, als dieselbe bereits zögernd aufgethan ward. Aber nicht der Graf erschien, sondern ein bleiches, vergrämtes Weib, dasselbe, welches neben dem Portal der Kirche gestanden, zwei schlecht ge-

kleidete Kinder an der Hand führend. Man sah es ihren fanatisch blickenden Augen an, daß sie einen schweren Kampf überwunden und sich in Folge dessen auf einen Grad der Exaltation gehoben hatte, welcher sie vor nichts mehr zurückschrecken ließ.

Demgemäß trat sie energisch und ohne Zaudern auf die erstaunt dastehende junge Frau zu, die Kleinen rauh mit sich fortreißend. „Sie sind sein angetrautes Weib, ich weiß es. Man hat mich richtig hierher geführt. Sehen Sie mich an — o, ich fürchte mich nicht mehr, seit ich so elend geworden bin, so unbeschreiblich elend! — Sehen Sie in dieses entstellte Gesicht, in diese von Not und Kummer früh zerstörten Züge, er hat es geliebt, ja, einst geliebt!"

„Wer?" fragte Valentine scheu, denn sie glaubte mit einer Wahnsinnigen zu thun zu haben, während die jetzt schnell dazwischen tretende Geheimrätin den Zusammenhang dieser Scene nur zu wohl begriff.

„Verlassen Sie augenblicklich das Zimmer!" befahl sie zitternd vor Entrüstung und Angst.

Das elende Weib lachte auf. „Rühren Sie mich nicht an, oder ich schreie mein Unglück und die

Schande des Verräters laut durch das ganze Haus! Der Graf —"

„Der Graf?" murmelte Valentine mit weit geöffneten Augen. „Was geht der Graf Sie an? Was wollen Sie von ihm um Gotteswillen?"

Die Frau atmete schnell und krampfhaft auf, dann schob sie der entsetzten Valentine ihre beiden Kinder entgegen. „Hier! Das will ich! Das ist sein Eigentum! Mag er sie nun behalten, ich —"

Die Geheimrätin, abwechselnd Zornesblicke auf die verzweifelte Sprecherin und Blicke tödtlicher Angst auf das zuckende Antlitz ihrer Tochter werfend, drängte sich zwischen Beide und flüsterte: „Ich gebe Alles — nur gehen Sie! Gehen Sie!"

„Geben?" rief die Unglückliche, mit ihren hageren Händen den Arm der Geheimrätin rauh bei Seite schiebend. „Was wollen Sie mir geben? Vielleicht zu essen und zu trinken für diese armen Geschöpfe, aber nichts von dem, was ich durch den Mann dieser Frau verloren habe. Könnten Sie mir, statt zu geben, lieber etwas nehmen!" Es klang wie Schluchzen, obwohl keine Thräne diesen heißen, tief umränderten

Augen entquoll. „Die Angst bei Tage und die Reue bei Nacht! Könnten Sie mir den Fluch der Eltern von der Seele nehmen! Sie können es nicht!"

„Der Graf, mein Gemahl —?" Valentinens Stimme zitterte vor Schrecken und Scham — „Diese Kinder —? Sie selbst —? Allmächtiger Gott!"

„Es ist ein Irrtum, geliebtes Herz!" sagte die Geheimrätin, vor Ingrimm auf den Fußboden stampfend. „Diese Frau hier — So gehen Sie doch!" raunte sie der Fremden gebieterisch zu. „Sehen Sie nicht, daß Ihre abscheuliche Rache eine Unschuldige trifft und elend macht?"

„Ja, elend," murmelte Vollrecks einstige Geliebte, Valentinens blühende Schönheit mit Haß und Weh zugleich betrachtend, „elend wird sie sein an seiner Seite, o, so elend! Er kennt kein Erbarmen, er hat kein Gewissen. Als er mich aus dem Elternhause schmeichelte, aus der Liebe eines braven Mannes, als er mich in Schande und Jammer gebracht, da lachte er, da nannte er mich —"

Valentine, bleich wie der Tod, schwankte. Ihre

Mutter hielt sie, selbst nahezu gelähmt vor Angst und Kümmerniß, sorglich im Arm.

„Meine Jugend! Meine Jugend!“ stöhnte die Unerbittliche, während die beiden Kinder leise zu weinen begannen und sich scheu an die Seite der Mutter schmiegten. „Er vergiftete sie wie mein ganzes Leben! Was könnte ich sein und was bin ich geworden durch diesen elendesten aller Verführer! O! O! Ich bin ihm nachgezogen von Ort zu Ort, ohne ihn zu finden, habe gebettelt und gearbeitet, seine Kinder zu ernähren. Es ist zu Ende — ich kann nicht mehr!“

Sie fuhr jäh aus ihrem dumpfen Schmerz auf, erfaßte Valentinens Hand und schüttelte sie, ohne daß diese Miene machte, sich der Berührung zu entziehen, denn die Wahrheit der Behauptungen jener Unseligen leuchtete von Sekunde zu Sekunde deutlicher aus den Zügen ihrer Kinder.

Es lag wie ein Bann des Entsetzens, wie ein Alp auf den lebensfrischen Gliedern der jungen, schönen Neuvermählten.

„Hoffen Sie nicht auf Treue und Güte! Gott

rächt mich an Ihnen! Meine Thränen — o, würden Sie auch noch zehnmal so stolz und vornehm durch seinen Namen, wären Sie auch noch schöner, als Sie sind! — meine Thränen werden Ihre Wangen mit bleichfressen, denken Sie an mich!"

„Rasendes Weib!" zischte die Geheimrätin, welche sich trotz aller Wut Valentinens halber nicht von der Stelle rühren konnte. „Ich verspreche Ihnen —"

„Nehmen Sie seine Kinder! Hier!" schrie die Unglückliche auf und schleuderte dieselben von sich. „Ich kann sie nicht mehr ernähren! Ich gehe ins nächste beste Wasser! Aber ehe ich sterbe, fluche ich Euch Beiden!"

„Erbarmen!" sagte die Geheimrätin jetzt flehend, indem sie sich besorgt über das Antlitz ihrer Tochter beugte. „Valentine —!"

Die junge Frau atmete wie in einem schweren Traum befangen. Vor ihrem Geist stieg Armins Gestalt auf, wie er stolz bittend, reinen Herzens um sie warb uud dazwischen tönte das laute Weinen der verlassenen Kinder und der Fluch einer Verzweifelten.

„Glauben Sie, daß meine Mutter weniger ge-

litten hat als Sie?“ rief das blasse Weib mit schrillem Hohn. „Glauben Sie, daß ich weniger um diese armseligen Geschöpfe leide? Kommt her!“ Sie riß die Kinder mit wildem Griff zu sich zurück. „Niemand in dieser Welt will Euch haben, Niemand will Euch kennen — so bleibt denn bei mir! Können wir nicht zusammen leben, zusammen sterben, das erlaubt uns Jeder! Macht was Ihr wollt mit Eurem Glück!“ Sie stürzte aus der Thür und schlug sie dröhnend hinter sich ins Schloß.

Von diesem heftigen Geräusch erwachte Valentine zur Wirklichkeit. Sie zuckte zusammen und richtete sich auf. Die Stelle, wo Vollrecks Geliebte gestanden, war leer, aber die Luft im Zimmer schien von dem Fluch mit einer erstickend schweren Luft erfüllt, die Valentinens Brust mit Angst und Bitterkeit und Scham belastete.

Wenn er jetzt kam, sie abzuholen! Wenn er — Ein kalter Furchtschauer durchrieselte ihren wundervollen Körper. „Mutter!“ schrie sie auf und stürzte der selbst noch fassungslosen Geheimrätin ans Herz.

„Valentine!“

Die beiden Frauen hielten sich umfaßt.

„Mutter,“ flüsterte Valentine, sich zitternd an sie pressend, „ich gehe nicht mit dem Manne.“

Die Lebensklugheit der Geheimrätin fand den allein richtigen Weg. Die Erfahrung an sich hatte nach dem Kodex der weltläufigen Moral nichts überaus Bedenkliches, nur ihre Insceneſetzung war verdammlich und besorgnißerregend.

„Mein süßes Kind,“ sagte sie unter mancherlei Liebkosungen, „Du hast da etwas gehört, was im Leben tausendfach vorkommt, ohne daß Jemand davon erfährt und deshalb Lärm schlägt. Es giebt unzählige leichtfertige Mädchen, denen ein Mann wie Graf Vollreck imponirt und — das Andere ist dann ihre Sache. Du kannst nicht verlangen, daß ein Mann in den Jahren des Grafen keine Verhältnisse gehabt haben sollte, dies zu glauben, wäre absurd. Und ist es so, nun dann giebt es keinen Grund, Dich über dieses abscheuliche Geschöpf irgendwie zu echauffiren.“

„Berthold —“ flüsterte Valentine etwas mehr getröstet. „Wenn er wüßte —“

„Ei, mein Kind, er weiß es nicht und soll es auch nicht erfahren! Eine kluge Frau fragt nicht danach, was vor der Ehe geschah. Jetzt gehört er Dir ganz und gar und liebt Dich ganz allein. Du hast also nur darauf zu halten, daß diese Liebe immer neue Nahrung findet, und dafür," sie küßte ihre Tochter mit schmeichelnder Zärtlichkeit, „hat die Natur gesorgt. Du weißt es ja am besten, wie sterblich verliebt der Graf in Dich ist, in sein junges, schönes, reizendes Weib!"

Valentine richtete sich auf. „Das ist er, Mutter. Aber wird er's bleiben? Jene Unglückliche sprach von Treulosigkeit —"

„Jetzt muß ich wirklich lachen!" sagte die Geheimrätin, obwohl ihr nichts weniger als spaßhaft zu Mute war. „Eine solche Person verlangt Treue! Man muß eben so jung und unschuldig sein wie Du, um darüber nachzudenken. Der Graf hat ihr gegenüber seine Pflichten jedenfalls glänzend erfüllt, aber Du kennst diese Art Schreier nicht, je mehr sie bekommen, desto mehr fordern sie. Meine gute Valen-

tine, Närrchen, Liebchen, wenn man Vollreck irgend etwas vorwerfen kann, Geiz ist es gewiß nicht, wie?“

„Nein,“ lächelte die junge Frau allmälig freier aufblickend.

„Nun also! Die Konsequenzen kann ein Blöder ziehen! Ich glaube, er kommt! Das ist sein Schritt! Ja gewiß, er holt Dich ab!“

Durch diese leicht hingeworfenen Worte tönte ein sehr schmerzliches Gefühl. Sie befreite sich von den umklammernden Händen ihrer Tochter.

„Geh', öffne die Thür! Herein! Ah, der Herr Schwiegersohn! Nun, wir sind fertig!“

Der Graf stand auf der Schwelle und rief Valentinens Namen.

Sie griff abermals nach der Mutter Hand, aber diese wehrte lächelnd ab. „Eine so zärtliche Tochter verspricht eine zärtliche Frau zu werden!“

„Meinen verbindlichsten Dank für diese angenehme Prophezeiung! Komm, süßes Weibchen!“ Er war zu ihr getreten und zog sie fest an seine Brust. „Ich glaube gar, Du fürchtest Dich vor mir? Seit

wann?“ Er flüsterte ihr etwas ins Ohr und sah sie dann mit heißeren Blicken an.

Valentine nickte. Wenn die Mutter Recht hatte, weshalb sollte sie sich dann sorgen? Aber wie er sich jetzt zu einem Kusse niederbog, mußte sie unwillkürlich jener Unglückseligen gedenken und sie schauderte flüchtig zusammen.

„Komm, Liebchen, springe, schürze Dich!“ sagte der Graf, seine Gemahlin mit Umhang und Schleier selbst verhüllend. „Jetzt endlich! Die Höllenpferde drunten vertragen kein Stehen!“

Als Valentine sich noch einmal nach der Mutter umwandte, war die kluge Frau verschwunden.

Niemand in der glänzenden Festversammlung ahnte etwas von dem Trauerspiel, welches sich innerhalb der stillen Wände von Valentinens Mädchenzimmer entwickelt hatte und welches, wie schnell auch die Geheimrätin den flüchtigen Gedanken von sich wies, gleichsam ein erster Akt zu der eigentlichen, erst beginnenden Tragödie zu werden versprach.

Hätte Vollreck sich heute ihr gegenüber schonungsvoller gezeigt und nicht so rücksichtslos selbstständig,

Frau von Klingström wäre sehr geneigt gewesen, ihn in dieser Sache völlig in Schutz zu nehmen. Ueberdies baute sie in der That felsenfest auf die sieghafte Schönheit ihrer Tochter und deren hervorragend ausgebildete Lebensweisheit, welche als sicherste Bürgen für die Dauerhaftigkeit einer ehelichen heißen Leidenschaft erschienen. Zudem schien bei Vollreck der Augenblick gekommen, wo er sich, des bunten Treibens überdrüssig, erinnerungsmüde zur Ruhe setzen wollte, ein Zustand, in welchem Valentinens frische Jugend notwendig das Scepter führen mußte. Kurz und gut, das oberflächliche Gemüt der Geheimrätin fand zuletzt soviel Trost- und Ueberzeugungsgründe in derlei kunstvollen Gedankenschnitzeleien, daß sie nahezu beruhigt den Fuß zwischen die fröhlich tanzenden Paare setzte.

Kaum hatte sie den Salon betreten, als der Präsident von Hardeleben sich ihr näherte. Er trug seinen Hut bereits in der Hand. Die Hitze mußte ihm zu groß geworden sein, denn er sah bleich und doch erregt aus.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ sagte er, die

ausgestreckte Hand der Geheimrätin drückend und küssend, „wenn ich jetzt von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch mache und mich zurückziehe.

„Hoffentlich haben Sie ganz unnötig Sorge empfunden,“ lächelte sie freundlich. „Jedenfalls erkenne ich mit aufrichtigem Dank an, daß Sie mir mit Ihrer Gegenwart ein Opfer gebracht haben oder vielmehr meiner Tochter.“

Der Präsident murmelte einige verneinende Worte, grüßte Lonny, welche wie eine leuchtende Rosenknospe an Göppings Seite saß, vom Tanz ausruhend, und verließ das Haus.

Es war noch ziemlich hell draußen im Freien. Die Sonne hatte ihren Niedergang im Westen blutrot gezeichnet. Etliche Purpurstreifen, einem Riesenfächer gleich auf mattgelb und violett gefärbtem Himmelsgrunde, drangen fast bis zum Zenith empor, an welchem ganze Heerden kleiner, weißer Wölkchen weideten. Tief im Osten kündete ein blasser, dunstiger Schimmer die langsam aufsteigende Leuchte der Nacht.

Der Präsident beschleunigte unwillkürlich seine

Schritte. Der Zettel auf seiner Brust brannte ihm bis ins Herz hinein. Er fragte jetzt nicht mehr, wer ihn geschrieben haben könnte, er wollte sich nur noch vergewissern, ob der in ihm ausgesprochene Verdacht der Wahrheit entspräche. Seine Gedanken schweiften bis zu jener Abendstunde zurück, wo ihm die erste Andeutung gegeben ward und von dieser vorwärts bis zum jetzigen Augenblick. Als positiver Beweis begangener Pflichtverletzung konnte nur Senta's immer durchsichtiger schimmernde Blässe gelten, aber negative Beweise gab es mehrere. Weshalb war seit einiger Zeit Steinwehrs Name nie mehr über die Lippen seiner Gattin gedrungen, da sie sonst seiner so oft, so rühmend erwähnt hatte? Und weshalb hatte er ihr Haus nahezu auffallend gemieden, er, der ihm einst so warmen Dank für manche genußreiche Stunde darin gewußt? War das Verabredung? War es unausgesprochenes Schuldgefühl? Und wenn Steinwehr die Kühnheit gehabt, gerade diese Stunde zum Abschiedsbesuch zu wählen, wo er ihn abwesend wußte? Und wenn seine Gemahlin die Kühnheit gehabt hätte, ihn zu diesem Zwecke großmütig, erfreut,

beglückt zu empfangen, beglückt in dem ermutigenden Gefühl absoluter Sicherheit?

Herr von Hardeleben stieg mit überstürzender Hast die Treppenstufen empor. —

Senta hatte Herberts enteilende Schritte nicht mehr vernommen. Sie war in ihr Schlafgemach gestürzt, unempfindlich gegen Alles, nur nicht gegen das hämmernde Pochen ihres Herzens, welches ihr wie die hämmernden Schläge gegen ein Blutgerüst dünkte; das Opfer darauf war sie selbst, mit oder ohne äußeren Richterspruch. Aber durch diese Vorstellung raunte es im Flüsterhauch: „Besser, daß Dein Herz Dir bricht von dem Kuß der Rose, als Du kennst die Liebe nicht und stirbst liebelose.“

Senta schluchzte laut auf. Doch das Schluchzen erstickte in der schmerzlich süßen Erinnerung an ihr kurzes Glück. Mit der ganzen Intensivität einer unberührten Seele fühlte sie sich noch einmal an Herberts Brust gezogen, fühlte sie seinen Atem über ihr Antlitz wehen, fühlte sie den festen, warmen Druck seiner Lippen auf den ihrigen. Wonnig erschauernd faltete sie die Hände auf der Brust, als wäre dieses

Empfinden eine Segnung, die unverdient auf sie herabgesunken sei, eine Offenbarung heiliger Gesetze, die sie bisher blind übergangen. Und ihr Gemahl? Sie konnte es nicht ausdenken, ohne unerträgliche Qualen zu empfinden. So fort und fort neben ihm leben, seinen guten Glauben hintergehend, mit dem Körper ihm nahe, mit dem Herzen unendlich weit — Wenn er sie hegte und pflegte, schmeichelte er ihrem verborgenen Liebesleid, wenn er sie tröstete, tröstete er ihre uneingestandene Schuld, wenn er sie an sich zog, küßte er die Lippen, welche ein Anderer freventlich berührt, ein Anderer, dessen Vollbesitz ihr die höchste Seligkeit auf Erden dünkte. Sie hatte ihren besten Freund verraten und konnte es doch nicht bereuen; jetzt noch nicht, wo alle Pulse noch dem Namen des Geliebten schlugen, wo die Sehnsucht nach dem Immerverlorenen noch wie ein sinnbetäubender Druck auf ihrem ganzen Sein lastete; jetzt noch nicht, wo sie in rechenschaftsloser Wonne die wenigen Minuten ihres letzten Beisammenseins zu einem Blumenstrauße zusammenflocht, in den sie ihre weinenden Augen drückte, berauscht von seinem Duft — jetzt noch nicht.

Einst, ja, einst mochte dieser schwere Ringkampf zwischen Pflicht und Liebe sie auf den Gipfel einer klaren Erkenntniß führen, jetzt lag derselbe, von den Wolken ihrer heißen Thränen, ihrer Schmerzen eingehüllt, noch halb verborgen vor Senta's Blicken. Sie warf sich, wie einst Armin Falk in schwerer Stunde, auf ihre Knie vor dem Bett nieder und versuchte sich Fassung zu erzwingen in einem halb geflüsterten Gebet . . .

Jemand berührte ihre Schultern. Senta fuhr empor. Mit einem leisen Aufschrei sah sie ihren Gatten finster forschend neben sich stehen.

„Du hier?" Es kam ihr unwillkürlich über die Lippen.

„Weshalb nicht?" fragte er strenge dagegen. Sein Blick hing wie eine düstere Frage stumm an ihrem heißen, feuchten, verweinten Antlitz. Da sie vor Erregung nicht sprechen konnte, was er der Furcht zuschrieb, nahm er den Zettel aus seiner Brusttasche und warf ihr denselben mißächtlich zu. „Lies!"

Sie gehorchte. Scham, Reue und Unwillen machten ihre Stimme erbeben, als sie fragte: „Wer?"

Der Präsident zuckte die Achsel, ging dann etliche Male, ohne ruhiger zu werden, im Gemach auf und nieder und blieb endlich abermals mit tief gefurchter Stirn vor Senta stehen. „Sagt dieser Wisch die Wahrheit?“

Zorn und Schmerz rangen in ihrer Brust, daß sie nicht gleich antworten konnte.

„War Herbert Steinwehr bei Dir?“ fragte der Präsident mit unheimlich hohler Stimme. „War er hier bei Dir — und Du bei ihm?“

„Ja!“ sagte sie leise, ohne zu wagen, in sein erregtes Antlitz zu sehen. „Ein Zufall —“

„Ein Zufall?“ wiederholte er finster. „Und wie ich Dich soeben fand, war das auch Zufall? Ich will es Dir sagen, was mich bewog, dieser anonymen Weisung zu folgen, was es mir unmöglich machte, wie es sonst geschehen wäre, dieselbe unbeachtet fortzuschleudern: mein eigener Verdacht. Ja wohl, und hätte es noch eine Möglichkeit gegeben, diesen Verdacht zu ersticken, Dein Anblick jetzt gäbe mir Gewißheit, daß Du die Treue gebrochen hast,“ seine Stimme schwoll lauter, drohender an, „daß Du meine Liebe

beschimpft, meinen Namen entehrt hast im Verein mit einem Manne —“

„Nein!“ rief sie außer sich vor schmerzlicher Bewegung. „Nein, ich that es nicht! Auf Deinem Namen ruht kein Makel. Was ich Dir nahm, ich würde es Dir ersetzt haben, tausendfach ersetzt durch meine Reue, durch meinen guten Willen.“

„Und durch den guten Willen dessen, der in meine Rechte griff,“ unterbrach er sie mit rauher Ironie, um desto finsterer fortzufahren, „der sich unter der Maske des glücklichen Bräutigams in mein Vertrauen schlich wie in Dein leicht entzündliches, wankelmütiges Herz, der sich nicht entblödete, neben dem Liebesbeweise seiner Braut die Liebesgabe einer verheirateten Frau, meiner Frau zu tragen, jene Rose, die ich Dir als Zeichen der Zuneigung gab und die Du dreisten Sinnes Deinem Galan überreichtest.“

Sie zuckte zusammen. Ihr glühendes Antlitz entfärbte sich jäh. Sie griff nach seiner Hand, die er ihr widerwillig entzog. „Du weißt? O, und doch irrst Du, glaube mir!“

„Das Spiel hat ein Ende!“ rief er plötzlich mit Ingrimm und wandte sich zur Thür.

Senta eilte ihm nach, von einer ihr noch unbewußten ängstigenden Ahnung erfaßt. „Höre mich! Du magst mein Empfinden für diesen Mann verdammen, aber Du darfst an meiner Ehre nicht zweifeln. So rein sie in Herbert Steinwehrs Augen dasteht, so unberührt ist sie auch für Dich geblieben. Es ist nichts, nichts geschehen, was ich nicht mit doppelter Anhänglichkeit an Dich, mit steter Reue und Buße gut zu machen vermöchte. Und wenn Du mir nicht glauben kannst, so halte Dich durch die Thatsache überwunden, daß wir uns nie, nie wiedersehen werden in diesem Leben, daß der Augenblick, welcher mich schwach werden sah, der letzte wie der erste, einzige war. Ich schwöre es Dir, wenn es eines Schwures bedarf, denn Du siehst, ich leugne nichts, will meine Schuld nicht noch größer machen durch neuen Undank. Herbert Steinwehr reist morgen früh —“

„Vorher werde ich noch ein Wort mit ihm sprechen!“ fiel der Präsident zornglühend ein, denn

die bloße Erwähnung dieses Zerstörers seines häuslichen Glückes erfüllte ihn, den sonst so ruhigen Mann mit maßloser Entrüstung.

Ein Schauer durchrieselte sie. Jetzt wußte Senta, was sie gefürchtet. „Ernst!“ schrie sie auf. „Du darfst es nicht!“

„Bangt Dir so sehr für sein Leben?“ fragte er finster dagegen, von dieser Kundgebung ihrer Angst irregeführt.

Sie umklammerte seinen Arm. „Sein's — Dein's! Ich kann die Gewissenslast nicht ertragen. Was auch geschehe, der Mord bleibt auf meiner Seele.“

„Das hättest Du früher bedenken sollen,“ gab er unbewegt zur Antwort. „Laß meinen Arm, wir sprechen das letzte Wort später! Erst will ich den —“ Er konnte nicht vollenden.

Ihre Hände verloren plötzlich die Spannkraft, Senta fiel wie vom Blitz getroffen zu Boden.

Der Präsident hob sie auf, trug sie zum Divan und läutete die Jungfer herbei, während er selbst das Zimmer verließ.

„Wahr! Wahr!“ murmelte er, ruhelos in seinem Arbeitsgemach umherwandernd. „Alles wahr! Der Elende hat den Weg zu ihrem Herzen besser gefunden, als ich es vermochte, und sie ist ihm entgegengegangen. Wie weit? Wie weit?“ Er stampfte mit dem Fuße auf. Wie voll seine Erregung auch dem Born der Liebe, dem empörten Selbstgefühl entsprang, der an der Hochzeitstafel genossene schwere Wein gab notwendig seine Wirkung mit hinzu. In dieser Stunde war Herr von Hardeleben nicht völlig er selbst, und weil er dies nicht war, nicht sein konnte, erhielt auch die Unterredung mit Senta eine durchaus andere Färbung, als sie sonst erhalten haben würde, wenn er fähig gewesen wäre, alle Umstände ruhig zu prüfen und zu erwägen. Sein erhitztes Gehirn malte ihm die Abschiedsscene zwischen beiden Schuldigen mit nahezu glühendem Pinsel aus, ohne Rücksicht auf Senta's schlichte Verteidigungsrede, stellte Bilder vor die Seele des erregten Mannes, welche dazu angethan waren, seine Stirn mit heißen Tropfen zu bedecken. Er fühlte, daß er diesen Zustand nicht länger ertragen könne, ohne seinem Grimm

freien Lauf zu lassen. Deshalb griff er nach Hut und Mantel und eilte aus dem Hause.

Auf der Straße herrschte jetzt völlige Dämmerung und lebhafteste Bewegung, somit fiel die beschleunigte Gangart des Präsidenten Niemand auf. Der Weg nach Steinwehrs Wohnung war bald zurückgelegt. Herr von Hardeleben betrat den spärlich erleuchteten Flur mit einem unsäglich bitteren Gefühl des Hasses und der Verachtung.

Die Erste, welche ihm entgegentrat, so heftig zwar, daß er um ein Haar gegen sie anrannte, war Euphemia von Rochlitz. Hinter ihr tauchte die knixende Gestalt der Wittwe Meyer auf, welche vergeblich darauf drang, dem Fräulein ihre maulende Babette als Sicherheits- und Tugendwache mitzugeben.

Euphemia übersah mit einem Blick die Situation. Im Präsidialgebäude mußte es bereits stark gewittert haben, die Nachwehen dieses Sturmes standen noch allzu deutlich auf Herrn von Hardelebens brennender Stirn. Wie gut, daß sie vorhin die alte, geschwätzige Dame getroffen, als dieselbe gerade Senta und Herbert ahnungslos verlassen hatte! Was so ein

anonymes Zettelchen doch für eine imposante Wirkung haben kann! Fräulein Euphemia fand diese letztere Thatsache so amüsant, daß sie beschloß, ihre einsamen Tage von nun an zum Oefteren mit solchen Neckereien zu erheitern.

„Ist Ihr Schwiegersohn zu Hause?“ fragte der Präsident, ohne die geringste Notiz von Euphemia's lachenden Entschuldigungen wegen des drohenden Anpralles zu nehmen.

„Ja wohl, Herr Präsident!“ versicherte Frau Meyer äußerst verbindlich. „Hier nebenan wohnt er. Die Stuben sind zwar nur klein, aber Jeder muß sich nach seiner Decke strecken, und wer zweimal rechnet, rechnet gut!“

„Wie befindet sich Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin?“ fragte Fräulein von Rochlitz.

„Ich danke, nicht besonders!“

Damit ließ er Beide stehen, schritt an die bezeichnete Thür, klopfte und trat ohne die Aufforderung hierzu abzuwarten, zu Steinwehr ins Gemach.

Dieser saß vor seinem Schreibtisch und ordnete dessen Inhalt. Neben dem Sopha standen zwei

Koffer fertig gepackt, auf einem derselben das festgeschnallte Plaidtuch und ein Band Reiselektüre. Als Herbert seinen Besucher erkannte, sprang er überrascht und auch verwirrt auf. Er ahnte den Zusammenhang und wußte, was kommen mußte.

„Herr Präsident —" Um Senta's Willen pochte ihm das Blut schmerzhaft heftig in den Schläfen.

Hardeleben trat wuchtigen Schrittes zu ihm heran. „Ich habe erfahren, daß Sie heute Nachmittag während meiner Abwesenheit meine Frau aufgesucht haben." Seine sonst so ruhig beobachtenden Augen blitzten in steigender Erregung. „Was ich darüber denke, wird Ihnen Ihr eigenes Ehrgefühl, falls Sie solches noch besitzen, sagen!"

„Herr Präsident," rief Herbert empört, „die Handlungsweise Ihrer Frau Gemahlin steht über aller Kritik erhaben, ich dulde nicht, daß Sie dieselbe in Zweifel ziehen! Ich habe Ihre Gattin aufgesucht, und sie hat mich empfangen, ein Vorzug, den ich lediglich dem Zufall verdanke. Darüber hinaus verweigere ich jede andere Erläuterung als die,

welche Ihnen der Wahl nach freisteht. Weiter habe ich nichts hinzuzufügen."

„Sehr gut!" sagte der Präsident, die Unterlippe zwischen die Zähne klemmend, da diese Wendung ihm nahezu den Mund schloß. „Aber das werden Sie vielleicht noch hinnehmen, daß Ihr listiges Heuchelspiel mit dem Verlobungsreifen alle Hochachtung ehrenhafter Männer verdient, und daß ich es für meine Pflicht halte, ein unbescholtenes Mädchen vor diesem Spiel zu warnen."

„Herr Präsident," fiel ihm Herbert bebend vor Zorn in die Rede, „dieser Pflicht sind Sie enthoben von dem Augenblick an, da ich Ihr Haus verließ. Meine Verlobung war ein Irrthum, den ich vorschnell beging und alsdann aufrecht zu erhalten suchte um jeden Preis. Ich kann jegliche Einmischung Ihrerseits in meine Verhältnisse entbehren. Die Kränkung, welche Sie glauben von mir erfahren zu haben, werde ich mit Freuden zur Ehre Ihrer Frau Gemahlin ausgleichen. Nehmen Sie die Versicherung, daß ein solcher Abschluß meines verfehlten Lebens mir der erwünschteste sein muß und ist!"

Der Präsident, weit entfernt, diese Senta's Verhalten in das hellste Licht stellenden Worte beruhigend zu empfinden, wechselte vor Erregung die Farbe. „Ich will den Affront, welchen Sie mir angethan haben, um meiner bethörten Frau willen der Welt verheimlichen, verheimlichen, sage ich, so gut es eben noch angeht. Hier! Lesen Sie! Sie reisen morgen früh? Wir treffen uns in Liebenau!"

Herbert hatte den Zettel mit sprachloser Entrüstung gelesen und durchstudirt, dann lachte er rauh auf. „Die Welt, sagten Sie, spricht davon? O, nicht doch, Herr Präsident! Ein einziges Weibergemüt hat dieses Drachenei der Bosheit ausgebrütet. Ich kenne es wohl. Hier!" Er riß seine Brieftasche hervor, schlug sie auf und hielt ein Blatt dem Präsidenten entgegen. „Diesen Stammbuchvers schrieb mir hinein — Bitte, vergleichen Sie die verstellte Handschrift jenes Zettels mit dieser hier! Nun, springt Ihnen die Aehnlichkeit nicht in die Augen?"

„Wer?" fragte Hardeleben mit fieberhafter Ungeduld.

„Fräulein von Rochlitz! Pah, welche elende Intrigue geht hier zu Ende!“ erwiderte Herbert, sich voll Ekel abwendend. „Herr Präsident, daß Frau von Hardeleben dieser boshaften Komödie zum Opfer fallen muß, beklage ich aus tiefstem, tiefstem Herzensgrunde!“ Die Stimme versagte ihm vor Bewegung.

Der Präsident riß das betreffende Blatt mechanisch aus dem Buche heraus, ballte es mit dem erhaltenen Zettel zusammen und steckte beides in seine Brusttasche. Dann nahm er seinen Hut vom Tisch. „Und ich beklage es aus tiefstem Herzensgrunde, daß ich mich von Ihren Grundsätzen so hinter's Licht führen ließ! Alles Andere werden Sie erfahren!“

Ohne Gruß öffnete er hastig die Thür und schritt hinaus.

Herbert sah ihm schweigend nach. Bitteres Weh um Senta's gestörten Seelenfrieden, um ihre ungetrockneten Thränen krampfte sein Herz zusammen. Dann wieder dünkte es ihm wonnevoll für sie zu sterben, da er nicht für sie leben durfte. Plötzlich durchzuckte es ihn wie ein Blitz: Wenn ihre Hand durch diesen Zweikampf frei ward! Er atmete stöhnend

auf. Würde sie den Mörder ihres Gatten lieben können? Sie, Senta, mit der weichen, reuemütigen Frauenseele? Nie! O, nie! Sie blieb ihm ewig verloren. Der beengende Druck auf seiner Brust nahm zu, auch drängte die Zeit zur Entscheidung.

Herbert kleidete sich an und eilte aus dem Hause, mitten hinein in die mondbestrahlte Frühlingsnacht, zur Wohnung Eberhards von Göpping.

Sechstes Kapitel.

Göpping war von den Hochzeitsfeierlichkeiten nach Hause zurückgekehrt. Auf seinem Schreibtisch fand er einen Brief Armin Falks aus Wien vor. Er erbrach ihn mit befriedigtem Lächeln, lehnte sich bequem in seinen Sessel zurück und begann die wohlbekannten, markigen Schriftzeichen zu lesen. Der Inhalt schien erfreulich zu sein, wenigstens nickte Göpping während der Lektüre mehrmals lebhaft mit dem Kopfe.

„Er steigt auf zum Licht, welches uns Andere blendet — ja, blendet!“ rief er ernst, die strengen, dunklen Augen auf den Fußboden heftend, welchen silberne Mondstrahlen magisch umwoben. Dabei fiel ihm Lonny's liebreizende Erscheinung ein, wie sie tiefatmend vom Tanz Armins gedachte. „Elfen-

königin auf silberner Schaukel — Du hast mich in Dein Herz sehen lassen, Du glückliches Kind, und ich kenne die Hieroglyphen, welche darin eingegraben sind, besser, als Du glaubst!"

Er faltete Armins Schreiben gedankenvoll zusammen.

„Wer doch auch auf Liebe hoffen dürfte! Wer sich unter ihr süßes Joch schmiegen dürfte mit voller Inbrunst und unbegrenzter Hingabe, wie auf einer Staffel emporsteigen von Glück zu Glück, von Wonne zu Wonne!"

Göpping sprang auf. Sein Blick fiel in den Pfeilerspiegel . . . Zuerst schien es, als erstarre sein Antlitz an dem eigenen Ich. Aber die Schwäche überwindend trat er fast dicht vor das leuchtende Glas. „Gut so!" murmelte er leise. „Ganz gut so! Das Gegengift ist bei der Hand. Nur daß es ungleich bitterer schmeckt als das narkotische Gift des Selbstbetruges. Laß die Maske ungelüftet, so schwören sie auf den todten Krater in Deiner Brust!"

Er ließ den Blick langsam von seiner verkrüppelten Gestalt sinken, aber er rührte sich nicht

von der Stelle. Nur in dem Zucken seiner Lippen und an den höher schwellenden Adern auf seiner Stirn verriet sich der abermals entfesselte Schmerz, welcher sich niemals abstumpfen, niemals einschläfern lassen konnte. Und so weiter leben? Es kroch ihm wie Verzweiflung durchs Gehirn. Und wie ein Verzweifelter durchbrach er endlich doch den Bann, schleuderte er die Versuchung von sich, welche zu einem freien Ausgang drängte.

Er kehrte auf seinen Sitz zurück und was seine Seele bis zum Rande mit Todessehnsucht erfüllte, das schrieb er jetzt in raschen, fliegenden Worten nieder.

„Dem off'nen Krater gleichest Du, mein Herz!
Hoch schleuderst Du zu mitternächt'ger Stunde
Die Riesenflamme ungestillten Wehs
Aus nie vernarbter, brennend heißer Wunde.

Und was in diesen Feuerstrudel stürzt,
Von jeglicher Empfindung angemutet,
Das schmilzt zu einem glühn'den Lavastrom,
Der alle Dämme reißend überflutet.

Und wie die Wolke über dem Vesuv
So schwebt ob Dir der Schleier meiner Thränen.
O, könnt' ich selbst mich stürzen in die Glut,
Vernichten mich, mein Hoffen und mein Sehnen!"

Es klopfte leise, unschlüssig.

Göpping schrak wie bei einem Verbrechen ertappt heftig zusammen, verschloß das Blatt und schritt zur Thür. Sie ward aufgethan.

Er trat erschrocken zurück. „Frau von Hardeleben! Gnädige Frau!"

Ein stummer, bezeichnender Blick ihrer umschleierten Augen genügte.

Göpping trat hinter sie und schob den Riegel vor. „Wir sind allein. Was —? Diese Frage — meine verehrungsvolle Zuneigung läßt sie schwer flüssig werden — was ist geschehen? Was kann geschehen sein, Sie zu diesem Schritt zu nötigen?"

Er faßte ihre Hand. Sie war kalt, und doch glühten ihre Wangen.

Göpping betrachtete sie besorgt. „Ihr Gemahl, gnädige Frau?" sagte er dann halbflüsternd.

Dies Wort genügte, Senta die Sprache zurückzugeben. Sie drückte Eberhards Rechte mit Innigkeit. „Helfen Sie! Retten Sie! Ich habe Niemand, dem ich vertrauen darf, Niemand!"

„Als mich?" Es klang so weich, so dankbar

und doch so traurig, daß Senta unwillkürlich auch seine andere Hand ergriff.

„Ja, als Sie! Sie kennen freilich menschliche Schwächen nicht," fuhr sie erregter fort, „wissen Nichts von den Ringkämpfen des Wollens und des Dürfens. In Ihr ruhig fließendes Blut stiehlt sich über Nacht mit den Träumen und am Tage im Sonnenglanz kein fremder Tropfen, den Sie mit aller Kraft der Seele willkommen heißen müssen und doch nicht herbergen können —!"

„Gnädige Frau," unterbrach Göpping ihr jähes Erschauern voll warmer Teilnahme, „und das wäre Ihr Fall?"

„Ja! Ich kann nichts anderes thun, als es büßen," hauchte sie, in einen Sessel sinkend.

Er verließ sie und ging zum Fenster, durch welches jetzt der Vollmond fast taghell über sein bleiches Antlitz leuchtete. Er wußte genug, um zu bedauern, nicht zu verdammen. Es schossen ihm spöttische Gedanken wie grinsende Kobolde durchs Gehirn. Hier hatte ja die Liebe, nach welcher sein Herz so sehnsüchtig verlangte, ihr Opfer gefunden

und gezeichnet, aber das Mal war ein brandrotes, ätzendes gewesen und hatte versengend bis ins Herz hinein geglüht.

„Helfen Sie!“ hörte er Senta angstvoll murmeln. „Es darf kein Blut um mich fließen!“

Er zuckte sorgenvoll die Achsel, indem er sich ihr wieder näherte. „Was kann ich thun? Meine Vermittelung ist und bleibt ausgeschlossen. In diesen Fällen giebt es nur eine Sprache.“

„Die sein Leben bedroht und mich an den Pranger stellt,“ rief sie bitter. „Ja wohl, damit glaubt Ihr Wunden zu heilen, die keine öffentliche Berührung vertragen! Nur eine Stunde ruhiger Ueberlegung und — o, Herr von Göpping, versuchen Sie es, ihm den Glauben an mich zurückzugeben!“ unterbrach Senta sich selbst, von ihrem Schmerz völlig hingerissen. „Ich habe die Macht verloren, mir ist nichts geblieben als das Bewußtsein seiner Nichtachtung. Sprechen Sie mit Herbert Steinwehr, fragen Sie ihn auf sein Ehrenwort — und schenken Sie uns Ihr Vertrauen.“

Er rollte einen Sessel dicht neben die sichtlich

erschöpfte Frau, deren zarter Organismus diesen Stürmen kaum noch Stand hielt. „Sprechen Sie Ihr Herz frei. Verteidigen Sie sich vor mir für die ganze Welt, es wird die Qual des aufgedrungenen Schweigens lindern. Ich kenne diese Wohlthat, wenn auch in anderer Form, an mir selbst. Die menschliche Tugend besteht nicht im Verneinen der Schwäche, sondern im Auflehnen gegen dieselbe. Das Erste ist Theorie, das Zweite Praxis, und ich habe immer gefunden, daß die besten Theoretiker sich am schlechtesten mit der Praxis abzufinden pflegten.“ Er änderte schnell den etwas scharf gewordenen, gewissermaßen docirenden Ton, in welchen er bei solchen Auslassungen leicht fiel, beugte sich tiefer zu Senta nieder und fragte weich: „Waren Sie nicht glücklich mit Ihrem Lose?“

Sie richtete sich gewaltsam auf. Mit ihrer süßen, klagenden Stimme entrollte sie dem aufmerksam Lauschenden das schattenlose Bild ihrer zehnjährigen Ehe, legte sie vor Göpping gleichsam die Beichte ihres Lebens ab. Als sie mit zuckenden Lippen

schwieg, heftete sie die träumerischen Augen voll festen Vertrauens auf sein ernstes, blasses Antlitz.

„Bin ich schuldig? Bin ich's? Sprechen Sie ohne Schonung! Wenn Sie dem Zusammenwirken unseliger Zufälle sich nicht entgegenstemmen können, dürfen, gut, so mag es mir genügen, mit meinem Schmerz vor einem unparteiischen Richter gestanden zu haben. Bin ich schuldig? Sind wir's?"

Göpping sprang auf. Es ward ihm unsäglich weh bei der Frage. Weshalb mußte gerade von ihm ein solches Urteil verlangt werden, von ihm, der mit einen eigenen Herzenstrieben schwer und doch stets erfolglos rang und kämpfte? Er sah vor sich nieder und wieder in die schwimmenden Augen — und immer stockte das Wort auf seiner Zunge. Endlich nahm er Senta's herabhängende Hand in die seine.

„Ich spreche Sie nicht schuldig — aber," er atmete in tiefstem Mitgefühl und sorgenvollem Zweifel lauter auf, „würde Sie dieses Wort am Sarge Ihres Gatten trösten können?"

Senta stieß einen Schrei des Entsetzens aus, dann flüsterte sie tonlos. „Nein!"

„Nun gut,“ sagte er sanft, sich abwendend, „so ist die innere Stimme ein strengerer Richter als ich!“

Sie erhob sich mühsam, schwankend. Aus ihren Zügen war alle Farbe gewichen.

Göpping betrachtete sie lange schweigend. Endlich sagte er eindringlich. „Es giebt keine andere Wahl, als aus sich selbst zum Frieden, das ist zur Gewissensfreiheit durchzudringen. Zu diesem höchsten sittlichen Zweck kann jedes Mittel dienen. Aus diesem Grunde schon sollte man nie voreilig verdammen. Die Moralität eines Menschen besteht nicht in weißen Blättern; Alle, die zum großen Ziel gelangen, müssen ein Strafverzeichniß darauf eingetragen haben, denn der Irrtum ist die Erkenntniß.“

Sie nickte leise.

„Noch kann Alles gut werden,“ sagte er neben ihr her zum Ausgang schreitend. „Lassen Sie mich mit Ihrem Gemahl sprechen. Was aber auch kommen möge, ich stehe Ihnen zur Seite, stützen Sie sich mit Ihrem Leid auf mich!“

Sie wandte ihm noch einmal flüchtig ihr lieb-

liches Antlitz zu, zog den dichten Schleier über ihre Wangen und schritt stumm hinaus.

Göpping blickte in Gedanken versunken nach der Stelle, wo Senta verschwunden war. Die Minuten verrannen. Der Versuch mußte gewagt werden. Er zog die Glocke und ließ sich vom Diener Hut und Mantel reichen. Schnell verließ er das Zimmer und eilte zur Treppe, aber schneller noch sprang Jemand dieselbe herauf, ergriff seinen Arm und führte ihn zurück zur Thür.

„Bleiben Sie, Herr von Göpping! Ich muß Sie sprechen, um jeden Preis sprechen!"

Göpping empfand etwas wie Bitterkeit, als er Herbert erkannte, der ihm hastig zum Gemach voranschritt, aber ein Blick in das sprechend bewegte Antlitz des jungen Mannes machte jeden Vorwurf verstummen. Er winkte mit der Hand, als Herbert beginnen wollte. „Ich weiß Alles!"

Steinwehr zuckte zusammen. „Der Präsident —?"

„Senta selbst! Was soll geschehen?"

„Das fragen Sie?" rief Herbert erglühend.

„Ich kam, Sie zu bitten, mir in dieser Sache zu sekundiren!“

„Ich?“ Göpping ging zum nächsten Sessel und warf Hut und Mantel darauf nieder. „Lieber Doktor —“

„Sie können es nicht verweigern!“ rief Steinwehr leidenschaftlich auffahrend. „Ich kämpfe für die Ehre einer schuldlosen Frau, deren Vergehen ein flüchtiges Selbstvergessen war, zu dem ich sie hinriß!“

„Doktor,“ sagte Göpping, seine schmale Hand fest auf den Arm des jungen Mannes drückend, „erinnern Sie sich eines Gespräches, dessen Inhalt von Ihrer Seite, wie ich jetzt einsehe, auf diese traurige Neigung gerichtet war? Damals wäre es an der Zeit gewesen, meiner Warnung Gehör zu schenken — heute käme dieselbe zu spät — der Warnung, welche Sie bestritten. Jetzt machen Sie die Erfahrung selber, daß die Rechte Anderer ein zu felsiger Boden sind, um für sich selbst Blumen darauf zu ziehen. Leugnen Sie den sittlichen Grund, die Thatsache bleibt bestehen!“

„Sie haben keine heißen, überwallenden Empfin-

dungen," rief Herbert heftig, „deshalb fallen Ihnen dergleichen Sinnsprüche leicht! Ich aber sage Ihnen, daß ich in dem Augenblick, wo ich Senta an meinem Herzen hielt, die ganze Welt versunken wähnte und mit ihr Alles, was man in den engen Kreis der Alltagspflichten ziehen soll. Ja wohl, und hätte ich mehr als dieses armselige Leben, ich möchte jenen Augenblick damit nicht ungeschehen wünschen, eher zehnmal sterben! Was kümmert mich der Haß des Präsidenten: Er stille ihn in meinem Blut!"

„Und Senta?" unterbrach Göpping den leidenschaftlich Erregten mit ruhigem Ernste.

Er drückte die Hand vor die Augen. „Das ist's, was mich foltert! Wollen Sie ihr eine —?"

„Nein!" fiel Göpping entschieden ein.

„Nun gut, so wird ihr eigenes Herz sie aufrecht halten!"

Göpping dachte an die bleiche, erschöpfte Frau und wandte sich stumm ab.

„Ich habe noch eine letzte Bitte an Sie zu richten, Herr von Göpping," sagte Herbert mit mehr Fassung.

„Sprechen Sie! Alles, was ich nach meiner Ueberzeugung thun darf, soll gern geschehen. Aber ich fühle mich herzlich matt — setzen wir uns!“ Er lehnte seinen verkrüppelten Körper tief in die Kissen und schloß flüchtig die Augen. Endlich sagte er: „Was ist's, Doktor?“

Steinwehr sah ihn ruhig an. Es betrifft mein Verhältniß zu der Familie Meyer. Daß der vorliegende Fall die Verlobung aufgelöst hat, bedarf keiner Worte, aber ich fühle mich geradezu unfähig, den beiden Frauen die obwaltenden Verhältnisse klar darzulegen, ohne Anna's Gefühl zu verletzen. Nicht, als ob ich für ihre enttäuschte Liebe fürchtete,“ fuhr er erregter fort, „sie hat mich nie geliebt, wie ich es einst gehofft, ich erwarte vielmehr, daß sie für ihre Person die Thatsache ruhiger hinnehmen wird als ihre Mutter, aber ich möchte Senta's Namen schonen, soviel ich es vermag — hierin treffen die Wünsche des Präsidenten und die meinen zusammen —“

„Also?“ warf Göpping ein.

„Also wollte ich Sie bitten, nach Ihrer Rückkehr von Liebenau, wo das Duell stattfinden soll, die

Familie Meyer aufzusuchen und in Kenntniß zu setzen, soweit Sie es für zweckmäßig halten, ganz ohne Rücksicht auf mich. Nur Senta schonen Sie, ich bitte Sie darum!“

Er war aufgesprungen, erfaßte Eberhards Hände und drückte sie heftig.

Göpping sah ihm mit einem wundersamen Gemisch von Ernst und Rührung in die leuchtenden Augen, dann erwiderte er seinen Händedruck mannhaft fest. „Es soll geschehen! Besser aber wäre es für alle Teile —“

„Davon kann nicht die Rede sein!“ fiel Herbert abermals erglühend ein. „Wenn der Präsident auch das Recht hat, mich zu hassen, verachten soll er mich bei Gott nicht. Morgen mit dem ersten Zuge fahre ich nach Liebenau — Sie begleiten mich?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er zur Thür, kehrte aber noch einmal zurück und beugte sich über Göpping. „Wissen Sie, wer Senta anonym in schmählichster Weise bei ihrem Gatten verleumdet hat? Euphemia von Rochlitz! Das Ganze ist ihr Werk — denken Sie stets daran!“

Gleich darauf hatte Herbert das Haus verlassen.

In seiner Wohnung fand er eine Forderung Hardelebens auf Pistolen vor, mit dreimaligem Kugelwechsel. Die Stunde des Duells und der Ort des Rendezvous bei der etwa zwanzig Meilen entfernten kleinen Station Liebenau waren gleichfalls angegeben.

Herbert sandte den Brief an Göpping und eine Depesche nach Tilsit, als Entschuldigung seines eventuell verspäteten Eintreffens.

Als er vom Telegraphenamt zurückkehrte, begegnete ihm der Diener des Präsidenten.

Herr von Hardeleben hatte bereits mit dem Nachtzuge die Residenz verlassen . . . .

Halb verborgen zwischen grünen Laubwäldern lag das Ackerstädtchen Liebenau mit seinen freundlich roten Ziegeldächern und lustig qualmenden Schornsteinen im Sonnenglanz des warmen Junitages. Rings um seinen weißen Häuserkranz zog sich die keimende Feldmark wie ein breiter, grüner Gürtel hin, begrenzt von immer kühlen Waldesschatten.

Tief ins Gelände hinein erstreckte sich der säuselnde, hochstämmige Waldpalast mit seinen tausend

Wohnungen für leicht beschwingte Sänger, schmeidige Eichhörnchen und schildtragende Insekten, mit seinem blumengestickten Moosteppich und rieselnden Silberbändern.

In der Nähe eines solchen rauschenden Bächleins, wo die Natur das düstere Waldrevier durch eine schmale Lichtung reizvoll unterbrach, ein Plätzchen, eher zum Träumen geschaffen, denn zum Blutvergießen, trafen die Duellanten mit ihren Begleitern zusammen.

Die Mittagssonne fiel hoch hinein in das harzduftende, verschwiegene Gemach, von dessen grünen Säulen herab zwitschernde Vögel neugierig zu Boden flatterten, als wollten sie das wortarme Treiben jener Männer in ihrem tönenden Reich ergründen.

Hellstrahlend durch schwankende Kronen glitt das Licht über die ernsten, finstern Gesichter, hellstrahlender aber noch, aufblitzend, in die blanken Läufe der Waffen.

Ein weithin krachender Schuß! Wie es entsetzt aufschwirrt aus den laubigen Aesten! Weithin trug der Schall das langsam verhallende Echo.

Abermals ein Schuß — und wieder einer — dann tiefe Waldesstille ringsumher.

Der kleine, verwachsene Mann auf dem schwellenden Moosteppich bückte sich tief über die schlanke Gestalt des am Boden Hingestreckten, dessen blondes Haupt von der Sonnenglut lebensfrisch angehaucht schien. Aus dem linken Arm sickerten Blutstropfen langsam und schwer in den blumigen Grund, aber die rechte Hand hielt das Pistol noch fest umschlossen, daraus der letzte Schuß gefallen war. Aus der Brust aber floß in roter, heißer Quelle der Lebensstrom breit dahin.

Und rot und heiß floß er auch aus brennender Wunde über die Schulter des hochgewachsenen Mannes herab, dessen offenes, jetzt blasses Antlitz sich langsam von dem Besiegten abwandte.

Zehn Minuten später lag das kleine, grüne Waldgemach in altem Frieden da. Wie ein häßlicher Schemen war das düstere Bild an dem sonnighellen Hintergrund des Sommertages vorübergeglitten, und nur die dunklen Flecken auf sammetnem Grunde ver-

kündeten das unsterbliche Lied von Menschenhaß und Menschenliebe ....

Senta von Hardeleben sah dieselbe Sonne, welche dem Zweikampf leuchtete, nach schlummerlos hingebrachter Nacht mit fiebernder Ungeduld emporsteigen. Das Gespräch mit Göpping, statt ihr den Stachel des Selbstvorwurfs aus der Seele zu nehmen, hatte denselben nur tiefer hineingedrückt, so daß Senta gestern Abend zuletzt allen andern Gefühlen trotzend den Entschluß faßte, ihres Gemahls Vertrauen durch eine rückhaltlose Beichte zurückzuzwingen.

Sein Zimmer betretend mußte sie es leer finden.

Im Korridor begegnete ihr der Diener, welcher froh berichtete, daß der Herr Präsident noch zeitig genug zur Bahn gekommen sei, den Nachtzug zu benutzen.

Senta stand erstarrt. Es fehlte ihr zu dieser Thatsache der Schlüssel, da sie nicht wußte, daß Hardeleben einen alten Universitätsfreund in Leipzig mit seinem Vorhaben bekannt machen und denselben als Sekundanten mit nach Liebenau zu nehmen gedachte.

Ihr erster Gedanke am kommenden Morgen

war eine Unterredung mit Göpping. Sie übersandte ihm ein Billet. Es kam als unbestellbar zurück, da Herr von Göpping sehr früh die Stadt verlassen habe und zwar, wie sein Diener hinzufügt, in der Begleitung des Doktor Steinwehr.

Diese Nachricht wirkte geradezu lähmend auf Senta's hochgereiztes Nervensystem. Jetzt lagen die unseligen Folgen ihres flüchtigen Glückes unbarmherzig klar vor ihren umflorten Blicken, so klar, daß Senta verzweifelnd die Hände vor die Augen drückte, als könne sie damit die Bilder scheuchen, welche immer drohender, immer blutiger vor ihrer Seele aufstiegen.

Wenn — sie konnte es nicht ausdenken, ohne kalte Schauer zu empfinden — wenn Göppings grausame Frage vom Schicksal beantwortet werden sollte! Todt der treue Freund und Gatte durch ihre Schuld! Und dann wieder sah sie Herberts Gestalt leblos vor sich liegen, starr das geliebte Antlitz, der liederfrohe Mund verstummt, das Purpursiegel des Todes auf der kalten Brust — und Senta glaubte den Mann hassen zu müssen, der dieses teuere Leben achtlos vernichtete.

Und die Welt? Ihr eigener guter Ruf? Ihr Stolz? Ihre geschmähte Ehre? Würde sie es ertragen können, von ihren Standesgenossen bemitleidet, von der großen Menge verachtet zu werden? Konnte sie diese Demütigung ihrem schwer beleidigten Gatten zumuten? Nein! Er selbst hatte ja auch noch nicht das letzte Wort zu ihr gesprochen. Konnte dies anders lauten als: eheliche Trennung?

Das Wort fiel ihr wie ein Alp auf die Seele; aber als der erste Schreck überwunden war, glaubte Senta freier atmen zu können.

Sie selbst wollte darauf dringen, gleich, sobald er zurückkehrte. Wenn er nur erst zurückgekehrt wäre, lebend, gesund!

Es wurde hastig an der Glocke gezogen.

Die gemarterte Frau fuhr bei dem lauten Schall mit einem schlecht erstickten Schrei vom Sessel empor. Sie wollte zur Thür eilen, aber die Kräfte versagten ihr.

Schritte ertönten im Nebenzimmer. Was würde sie im nächsten Augenblick erfahren, sehen?

Der Diener trat ein. Er trug eine Depesche in

der Hand. Leichenblaß griff sie danach und winkte nach der Thür.

Ihr Atem wollte stocken . . . Endlich faltete sie das Blatt langsam auseinander, und dann zuckte etwas wie ein schmerzliches Erwachen über ihre versteinerten Züge.

Es war ein Telegramm ihrer jüngeren Schwester. „Komm sogleich. Der Vater liegt im Sterben.“

Senta hielt die Depesche fest in der Hand gegen die Brust gedrückt. Den neuen Gram lebendig zu fühlen, war sie nicht mehr im Stande nach dem vorangegangenen Sturme, im Gegenteil, dieser traurige Ruf dünkte ihr in ihrer augenblicklichen verzweifelten und hülflosen Lage wie ein Erlösungsruf.

Senta's Entschluß war gefaßt.

Sie eilte zum Schreibtisch ihres Gatten und warf mit zitternder Hand folgende Worte aufs Papier:

„Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen. Die Angst raubt mir fast den Verstand. Vergieb, daß ich Deine Willensmeinung nicht geduldig erwarte. Es ist besser für uns Beide, wenn wir einander nicht wiedersehen. Der Tod meines

Vaters mag mein plötzliches Scheiden vor der Hand rechtfertigen. Was auch kommen möge, nichts soll mir die warme Dankbarkeit und die schmerzliche Erinnerung meines häuslichen Glückes aus der Seele nehmen. Habe ich gefehlt — meine Buße ist größer als meine Schuld. Wärest Du aufrichtiger gegen mich gewesen und weniger leichtgläubig gegen fremde Bosheit, es stände besser zwischen uns, der letzte Anlaß wäre vermieden worden. Lebe wohl und versuche es, mir zu verzeihen. Senta."

Einzelne Thränen waren über die Buchstaben geglitten und hatten sie halb verlöscht. Senta achtete nicht darauf. Sie faltete das Papier zusammen, fügte die erhaltene Depesche bei, couvertirte beides, siegelte den Brief, adressirte ihn und drückte einen letzten Abschiedskuß auf das lebenswahre Bild ihres Gatten.

Dann unterrichtete sie die Dienerschaft in aller Form von ihrer unumgänglich nötig gewordenen Abreise, ordnete ihr Hauswesen, so weit sie es über-

sehen konnte, packte ihre Garderobe zusammen und verließ mit dem Mittagszuge die Residenz . . .

Vierundzwanzig Stunden später kehrte Eberhard von Göpping von seiner Reise zurück.

Er sah bleicher, angegriffener noch als gewöhnlich aus, als er einem Coupé erster Klasse entstieg, in dessen Innerem die hohe Gestalt des Präsidenten gleichfalls sichtbar ward.

Die beiden Herren wechselten kein Wort, nur bevor Hardeleben, welcher einen weiten, bequemen Mantel um sich geworfen hatte, den bereitstehenden Wagen bestieg, wandte er sich flüchtig seinem Begleiter zu und drückte diesem warm die Hand. „Auf Wiedersehen!"

Die Nachricht von Senta's Entfernung wirkte zuerst erregend, dann beruhigend auf das Gemüt ihres Gatten. Der Vorwand war triftig und der Trauerflor, welchen er selbst anlegen mußte, machte ihn vor der ganzen Stadt rechtskräftig. Bei längerem Besinnen dünkte es Hardeleben sogar aus doppelten Gründen wünschenswert, wenn einige Zeit, Wochen vielleicht, sich zwischen dem Jetzt und dem Wieder-

sehen hinbreiteten. Seine immerhin schmerzhafte, wenn auch leichte Verwundung, der dadurch herbeigeführte Fieberzustand, malte ihm eine augenblickliche Auseinandersetzung geradezu martervoll aus. Wenn die Wunde geheilt war, würde er ruhiger über ihr beiderseitiges ferneres Verhältniß nachzudenken vermögen. Auch wußte er Senta im Schooß ihrer Familie wohl aufgehoben.

Ohne viel mehr gelesen zu haben als die Depesche, faltete er Senta's Brief erregt zusammen und warf ihn in dasselbe Fach seines Schreibtisches, in welchem Euphemia's Kunstwerke ruhten.

Dann entkleidete er sich und befahl, den Hausarzt herbeizurufen, um einer starken Erkältung vorzubeugen, welche er sich auf der soeben gemachten Dienstreise zugezogen . . .

Wenige Stunden Ruhe hatten hingereicht, Göppings Geist die gewohnte Spannkraft zurückzugeben.

Die Botschaft, welche er übernommen, wollte er je eher desto lieber ausgerichtet wissen. Seine Ueberzeugung, welcher auch Hardeleben sich zuletzt sichtlich erleichtert angeschlossen, daß nämlich der blutige Kon-

flikt und dessen Vorgeschichte Geheimniß bleiben und nur einzelnen Vermutungen Raum geben werde, machte es ihm zur Pflicht, einer etwaigen Klatscherei durch sein maßgebendes Urteil zuvorzukommen.

Kaum hatte er sich erholt, so trat Göpping den unangenehmen Weg an mit dem festen Entschluß, den Empfindungen beider Parteien so viel als möglich gerecht zu werden.

Als Göpping den Hausflur der Meyer'schen Wohnung betrat, mußte er unwillkürlich nach jener Thür schauen, hinter welcher Herbert Steinwehr schwer gerungen und gekämpft hatte, und tiefe, mitleidige Wehmut erfüllte sein menschenfreundliches Herz.

Er klingelte.

Die maulende Babette, welche heute ihren schlimmen Tag hatte, verschwand brummend bei seinem Anblick. Dafür erschien aber in dem Rahmen ihres Empfangszimmers Frau Meyers korpulente, ehrfürchtig knixende Gestalt und nötigte den vornehmen Besucher in dasselbe einzutreten.

Die ernste Würde Göppings, welche heute noch dazu einen Anflug von Melancholie trug, schloß selt-

samerweise die unermüdlichen Redeschleusen der braven Frau zu. Sie blickte mit runden, hellen Augen bescheiden fragend in sein bleiches Antlitz.

„Liebe Frau Meyer,“ sagte er, diesen Blick erfassend und festhaltend, „ich glaube, Ihre Lebenspraxis wird Ihnen schon zum Oefteren dargethan haben, daß unsere Entschlüsse nicht Eins sind, nicht Eins sein können mit deren Durchführung. Wer ehrlich ist, wird das zugestehen!“

„Und ob!“ rief Frau Meyer, deren nüchterner, gesunder Verstand sich mit dieser Einleitung sehr gut abfand. „Sehen Sie, da haben wir jetzt einen jungen Menschen so halb und halb im Hause, einen Schwestersohn von mir, Christian Wulfert. Wie der einmarschirte, sagte ich mir: Den läßt Du ruhig laufen, was er thut, geht Dich nichts an! Glauben Sie, Herr von Göpping, daß ich mein Wort halten kann? Kein Gedanke! Immer erziehe ich an ihm ’rum. Und sehen Sie, er trägt ja auch wirklich noch die Eierschalen auf dem Kopfe wie ein zu früh ausgekrochenes Huhn!“

„Gewiß!“ fiel Göpping ein, der bis dahin geduldig zugehört hatte, um ein Bild vom Charakter der Sprecherin zu gewinnen. „Es kommt nur darauf an, seinen Irrtum richtig zu erkennen und nach Kräften zu verbessern. Doktor Steinwehr —“

„Herr von Göpping,“ fiel hier Frau Meyer erregt ein, obwohl sie sich alle Mühe gab, ihr Temperament vor diesem Mann zu zügeln, „Herr von Göpping, gut, daß Sie mich nicht gestern Morgen aufsuchten! Da war ich fuchswild und mit Recht! Ein Bräutigam, der seine Braut, und ein Schwiegersohn, der seine Schwiegermutter — na, wir Beide haben ja manchmal Spektakel miteinander gehabt! — verläßt, ohne Adieu zu sagen —“

„Liebe Frau Meyer, Sie nannten den Grund, welcher mich zu Ihnen führt,“ fiel Göpping abermals ernst ein.

„Grund?“ rief Frau Meyer bestürzt und unschlüssig, indem sie fürsorglich ihre Hände in den Schürzentaschen vergrub, um sich nicht zu Kraftleistungen verlocken zu lassen. „Welchen Grund kann ein Bräutigam haben, früh um sechs Uhr mit pol-

nischem Abschied abzureisen? Und welchen Grund kann ein Mädchen haben, diesen polnischen Abschied zu verzeihen? Ich sage Ihnen, Herr von Göpping, mir kribbelt dieser polnische Abschied noch in Händen und Füßen, wenn ich daran denke. Mag er auch zehnmal Doktor sein! Na, und zuletzt kann man heutzutage, wie ich nur gehört habe, auch für Geld gedoktert werden — aber davon sage ich nichts, denn das verstehe ich nicht. Aber wenn er auch zehnmal ein durchstudirter Doktor ist, und das war er, und ich eine simple Bürgersfrau, so —"

„Frau Meyer," fiel Göpping mit zwingendem Nachdruck ein, wobei sein unbewegtes Antlitz einen schroffen Kontrast zu den zornroten Zügen der Eifernden bildete, „Steinwehrs Absicht war gut und auch richtig. Er wollte es vermeiden zu heucheln, und konnte doch wiederum gerade die letzten Minuten nicht wohl zur Erläuterung seines Entschlusses benutzen. Sie sind eine verständige Frau und werden es für Ihre Tochter wünschenswert finden, einer Neigung bei Zeiten zu entsagen, die ihr kein Glück, keine Befriedigung gewähren kann."

„Wa—s!“ rief Frau Meyer. „Mein Kind — meine Anna — und dieser Mann —? O, warte, lieber Doktor, das wollen wir sehen!“

„Frau Meyer,“ sagte Göpping mit warmer Ueberzeugung, „möchten Sie Ihre Tochter einem Manne aufdrängen, welcher eingesehen hat, daß seine Wahl ein beklagenswerter Irrtum war?“

Statt aller Antwort drückte die verletzte Mutter ihr Antlitz in die Schürze und begann laut zu weinen.

„Erschweren Sie mir mein unglückseliges Amt nicht,“ bat er eindringlich.

Unter Schluchzen sprach sie fort. „Sehen Sie, Herr von Göpping, als er um meine Anna warb — lieber Gott, er ist aus so guter Familie und hat einen gut klingenden Titel! Herr von Göpping, man hat doch auch seinen Stolz — ich dachte, die Anna hat's verdient. Und nun, und nun? Jetzt weisen die Leute mit Fingern auf sie. Wir Bürgersleute wollen nichts von entlobten Bräuten hören.“

„Frau Meyer,“ sagte Göpping, seine Hand auf den vollen Arm der Weinenden legend, „die Ver-

lobung lösen Sie auf, nicht Steinwehr. Das ist ein großer Unterschied."

Ihre Thränen versiegten.

„Nun ja! Das Verhältniß bleibt für die Welt noch eine Weile fortbestehen, dann erklären Sie nach und nach, Ihr einziges Kind nicht so weit von sich lassen zu wollen und lösen so allmälig öffentlich, was im Geheimen längst gelöst war."

„Herr von Göpping, Sie sind ein Engel!" rief Frau Meyer, seine schmale Hand kräftig in der ihren drückend. „Dasselbe habe ich ja schon in vollem Ernst behauptet. Ei ja, gewiß! Mein Kind, meine Anna, werfe ich Niemandem nach, das haben wir Beide nicht nötig, Gott sei Dank! am wenigsten dem Doktor Steinwehr, der mir schon einmal in Christians Gegenwart den Stuhl vor die Thür gesetzt hat, in Christians Gegenwart, Herr von Göpping! Ich dachte, mich rührte der Schlag vor Aerger und Scham!" Damit sprang die behäbige Frau auf. „Warten Sie, lieber, guter Herr von Göpping, meine Anna kann's gleich von Ihnen selber am besten erfahren!"

„Aber ich bitte Sie dringend, Frau Meyer!"

wiederholte Göpping, dem die angeborene rücksichtslose Gefühlsweise dieser naturwüchsigen Frau ganz ungeheuerlich dünkte. „Was thun Sie? Sie werden am besten —“

„Ach, meine Anna ist ein so verständiges Mädchen!“ rief sie über die Achsel zurück und schmetterte den Namen der Tochter ins Nebenzimmer.

Gehorsam erschien diese auf der Schwelle und ward beim Anblick des ihr bekannten Mannes mit Purpurröte übergossen.

„Komm her, Annchen!“ sagte Frau Meyer, ihr liebliches Töchterlein mit Stolz und Trauer zugleich umfangend und dergestalt Göpping entgegenführend, welcher unwillig über solche Profanation sich erhoben hatte. „Höre, was Herr von Göpping, den ein gütiges Geschick uns gesandt hat, Dir zu sagen hat, und danke Gott, daß Du noch bei guter Zeit loskommst, denn bei Deinen achtzehn Jahren — ach, ich werde Dich schon zu trösten wissen! Und wenn alle Stränge reißen, helfen Sie mir ein Bischen bei dem Liebeswerk, nicht wahr, lieber, guter Herr von Göpping?“

Göpping fühlte sich, angesichts dieser unvermuteten

Situation zum ersten Mal in seinem Leben befangen. Aber ein Blick in das ängstliche, verwirrte Antlitz des jungen Mädchens gab ihm seine Ueberlegenheit zurück. „Frau Meyer, wenn Sie mir gestatten wollten, die Botschaft allein —“

Der Zufall kam seinem Wunsche zuvor. Babette erschien in übelster Laune und flüsterte, nein, knurrte ihrer Herrin ein paar Worte ins Ohr, worauf diese ihre Tochter losließ und entrüstet in die Hände klatschte.

„Entschuldigen Sie, Herr von Göpping, da ist die Nähmamsell aus dem dritten Stock im Hinterhause und will mich sprechen! O, ich weiß schon: die Miete wieder nicht bezahlen, aber seidene Kleider tragen, na, warte! Denken Sie nicht, Herr von Göpping, daß ich ein Drache bin, aber Ordnung ist das halbe Leben, und bei der luftigen Mamsell oben ist nicht Alles ganz in Ordnung. Was stehst Du da und gaffst, Babette? Sag', ich komme! Auf die paar Thaler — schenken will ich sie ihr, wenn Not an den Mann geht, aber Plüschtaillen, keine Idee! Und Spitzenröcke, na, das sollte mir fehlen!“

Damit rannte sie aus der Thür und schien die

Herzensangelegenheit ihrer Tochter gänzlich vergessen zu haben.

„Fräulein Anna,“ sagte Göpping, die zierliche Hand des furchtsamen jungen Mädchens ergreifend und fest umschließend, „es ist nicht meine Schuld, wenn unser erstes Zwiegespräch Ihnen Kummer und und Herzeleid bereitet, aber ich hoffe, Sie werden den Boten von seiner Botschaft zu unterscheiden wissen.“

„Gewiß,“ flüsterte sie, aufs Tiefste eingeschüchtert von der zwingenden und doch so gütigen Sprechweise des ihr besonders vornehm dünkenden Mannes. „O, ganz gewiß!“

„Nun, dann werden Sie mir vielleicht auch glauben, daß ich diese Botschaft in der festen Ueberzeugung ausspreche, Sie damit vor großem Weh und bitteren Enttäuschungen bewahrt zu wissen?“

„Gewiß,“ flüsterte sie noch befangener.

„Das Menschenherz ist so leicht irregeführt von Hoffnungsträumen, die sich nach kurzer Frist schon als trügerische Luftgebilde erweisen, und wohl dem, dessen Herzenswunden durch Thränen noch gelindert

werden können. Thränen sind immer ein Maienregen, der das Erdreich von Neuem befruchtet."

„Herbert ist ohne Abschied von mir gegangen," sagte sie, ihre blauen Augen halb verständnißvoll zu den seinen erhebend.

Er drückte ihre Rechte tröstend. „Weil er redlich genug dachte; mit keiner Täuschung von Ihnen zu gehen. Er hat mich kurz vor seinem Scheiden über sein Verhältniß zu Ihnen aufgeklärt und mich gewissermaßen gezwungen, seine gute Meinung, seine reumütigen Selbstvorwürfe, seine schmerzliche Erkenntniß bei Ihnen zu vertreten. Er glaubte, daß Ihr eigenes Herz in Anbetracht der absteigenden Gefühlswärme, welche zwischen Ihnen Beiden geherrscht, die Richtigkeit seines Entschlusses anerkennen werde und ein Band gern gelöst sähe, welches der inneren Seelenharmonie ermangelt. Aus diesem Grunde giebt Herbert Steinwehr Ihnen Ihr Wort zurück, Fräulein Anna, und bittet, ihn nicht gänzlich zu verdammen, weil er selbst beklagenswerter daran ist als Sie."

Göpping hatte so warm, so überzeugungsvoll gesprochen, daß Anna Meyer die aufsteigende Bitterkeit

darüber vergessen konnte. Ihr leidenschaftsloses Temperament duldete ohnehin kein Schmerzensübermaß und die letzten Vorgänge mit Herbert hatten ihre Liebe für ihn ziemlich entwurzelt.

Sie befreite ihre Hand aus der Göppings, streifte den Verlobungsreifen langsam vom Finger und überreichte ihm denselben, während Thränenspuren ihre Wimpern feuchteten. „Hier! Mehr besitze ich nicht von ihm — die Mutter litt es nicht. Wir sind mit einander fertig!"

Er betrachtete sie voller Interesse. Die ihren Worten innewohnende auffallende Gemütsarmut entging ihm seltsamer Weise. Ihre demütige, unschuldsvolle Sanftmut täuschte ihn über diesen eigentümlichen Mangel, wie sie Herbert getäuscht hatte. Sie kam ihm vor wie ein frisch erblühtes Edelweiß, in sonniger Kühle gereift, unberührt von des niederen Lebens staubiger Atmosphäre.

„Ich nehme diesen Ring als einen Bürgen Ihres zukünftigen Glückes," sagte Göpping, „und händige Ihnen Herberts Ring dafür aus. Alles Weitere habe ich mit Ihrer Mutter bereits verabredet. Es ist dafür

gesorgt, daß kein Makel an Ihrem beiderseitigen Entschlusse haftet.“ Er blickte mit gewinnendem Lächeln in ihre schüchtern erhobenen Augen. „Lassen Sie mich noch hören, daß Sie mir meiner schmerzlichen Aufgabe wegen nicht zürnen, Fräulein Anna!“

„Nein, Herr von Göpping, gewiß nicht!“ sagte sie errötend mit den Fingern spielend. „Wenn nur die Mutter nicht gar zu böse ist!“

„Auf mich?“ fragte er scherzend.

„O nein!“ rief sie erschrocken.

„Was würden Sie dazu sagen,“ fuhr er in demselben Tone fort, um ihre sichtliche Scheu zu bannen, „wenn ich mich dieses ‚O neins!‘ besser versicherte? Ich meine, wenn ich mich davon überzeugte, daß Sie nicht allein ein standhaftes Herz, sondern auch ein ehrliches Gemüt besitzen? Wie ist's, würden Sie mir die Gelegenheit zugestehen wollen?“

Offenbar hatte sie ihn nicht ganz verstanden, da sie von dem angeborenen natürlichen Verstande ihrer Mutter nur einen kleinen Bruchteil besaß.

Wunderbarer Weise fühlte Göpping, der kluge, geistvolle Mann, sich durch diese Wahrnehmung nicht

enttäuscht, im Gegenteil, sie mutete ihn eher an, da er geneigt war, Alles auf Rechnung einer noch schlummernden Mädchenseele zu setzen.

„Darf ich mich danach erkundigen, ob Sie mir keinen Groll nachtragen?“ fragte er mit überredender Güte.

„Wenn wir Ihnen nicht zu“ — sie stockte und sah zu Boden. „Die Mutter kommt!“

Und in der That erschien in diesem Moment Frau Meyer auf der Schwelle mit einem mächtigen Präsentirbrett bewaffnet, auf welchem Ungarwein und eine selbstgebackene Sandtorte appetitlich geordnet standen.

„Schenk’ Herrn von Göpping ein, Annchen!“ befahl sie ihrer Tochter, während sie dem werten Gaste ihr eigenhändiges Gebäck stolz darbot. „Möge es Ihnen wohl bekommen! Gegönnt ist’s von Herzen!“

Göpping nickte flüchtig lächelnd. „Ich leere dieses Glas auf die frohe Hoffnung, in Ihrem Hause bald den Geist des alten Friedens wiederhergestellt zu sehen.“

Damit erhob er sein Glas gegen Anna, die mit heißen Wangen zu ihrer Mutter hinüberschaute.

„Bedanke Dich für Herrn von Göppings Güte gegen uns!“ rief diese belehrend.

Er kam ihr zuvor. „Auf Ihr standhaftes Herz und Ihr ehrliches Gemüt!“

Hell klangen die Gläser aneinander.

Siebentes Kapitel.

Ueber Vollrecksdorf lagerte die Schwüle eines gewitterheißen Sommertages. Kein Lufthauch strich durch die reifenden Kornfelder, deren gelbe Aehren wie Goldgespinnste im Sonnenschein flimmerten, von rotem und blauem Blumenschmuck reich durchwirkt. Einzelne Insekten schwirrten träge brummend über das bestaubte Grün am Wege blühenden Kleefeldern zu, aus deren zahllosen Kelchen der Sonnenbrand betäubend süße Düfte sog. Hin und wieder gaukelte ein Schmetterlingspaar zärtlich vom wilden Rosenstrauche herab, haschte sich in der windstillen Luft und flatterte dann nach dem kühleren Grunde frisch durchrieselter Wiesen. Die Vögel schliefen im grünen Laubdach, selten hallte der Ruf der Wachtel durch die Mittagsstille, noch seltener warf die Lerche ihr hohes

Lied in das träumende Schweigen. Unermüdet nur erglänzte der blaßblaue Himmel über der ausgedörrten Erde, auf welcher der leiseste Schritt Wolken grauen Staubes aufwirbelte und schwerfällig wieder sinken ließ.

Und durch dieses erschlaffende Sonnenglühen rollte ein offener Wagen auf dürftig beschatteten Wegen dem Schlosse zu.

Dieses lag auf einer Anhöhe wie träumend da. Alle Jalousien an seinen vorderen Fenstern waren geschlossen, und die kleine, gelbe Fahne auf dem rechten Seitenturm, welche sonst lustig zu wehen pflegte, hing regungslos an ihrer Flaggenstange nieder.

Es war Ruhezeit, deshalb weit und breit kein Mensch auf den Feldern zu sehen. Unbemerkt kehrte der Besitzer von Vollrecksdorf mit seiner jungen Gemahlin von der Hochzeitsreise heim.

Der Graf lehnte mit geschlossenen Lidern im Fond. Die glastende Hitze beizte seine Augen und der verhaßte Staub erschwerte ihm das Atmen. Er war in übelster Laune, um so mehr, als seine Hand, so oft er sie träge erhob, auf heiß gebrannten Grund

fiel, sei es auf das glühende Spritzleder oder auf die eigene dickbestaubte Kleidung.

„Wenn das nicht eine ver...... Höllenhitze ist,“ stieß er endlich zornig hervor, „so will ich mich als Säulenheiliger hier mitten am Wege aufstellen lassen!“

Valentine wandte ihm nachlässig ihr schönes Profil zu. „Deine eigene Schuld. Wir hätten ja auf den Abendzug warten können, dann wäre diese heiße Fahrt vermieden worden. Im Uebrigen leide ich wie Du.“

Es zuckte ein häßliches Lächeln um seine Lippen. „Hätten wir? Ich liebe es aber, nach meinem eigenen Kopfe zu handeln, und ich habe diese Hotelwirtschaft mit einem Dutzend Toilettenschachteln und einer pockennarbigen Kammerjungfer mehr als satt. In meinem Hause werde ich Ruhe davor haben. Schlage auf die Pferde ein, Johann, daß wir aus der Hitze herauskommen! Heiliger Antonius! Zum Donnerwetter, Johann, soll ich etwa auch geröstet werden? Hast Du, fauler Schlingel, das Fahren in der Zwischenzeit verlernt?“

Diese Zornesausbrüche schienen dem Grafen Erleichterung und Kühlung zu gewähren, denn er setzte sie mit geringen Pausen fort, bis der Wagen endlich in eine herrlich beschattete Allee einbog, welche in schnurgerader Richtung auf das Schloß zu führte. Vor demselben breitete sich eine stolze Auffahrt aus, während an der Hinterfront das erhöhte Terrain in terrassenförmigen Absätzen zu den schönsten Garten- und Parkanlagen herabsank.

Jetzt hielt der Kutscher die schweißtriefenden Tiere an. Aus dem hohen Mittelportal, an welchem das Wappen des Hauses Vollreck sonnenbestrahlt weithin blitzte, trat geschmeidigen Schrittes, dienstbeflissen, der unentbehrliche Franz, um seinem Gebieter aus den Kissen zu helfen.

Der Graf sprang schwerfällig zur Erde nieder und reichte sodann ziemlich ungeduldig seiner Gemahlin die stützende Hand.

„Thue mir den Gefallen und mache, daß wir endlich aus der wahnsinnigen Glut herauskommen,“ murmelte er, ohne die sich respektvoll verbeugenden Diener eines Blickes zu würdigen.

Valentine preßte die Lippen leicht zusammen, um eine gereizte Antwort zu unterdrücken, und folgte ihrem Gatten in die wohlthuende und gegen das ätzende Flimmern draußen dämmrige Kühle des stolz gewölbten Treppenhauses.

Zu beiden Seiten führten purpurbelegte breite Marmorstufen empor, oben in eine Halle mündend, welche durch buntgemalte Scheiben ein magisches Licht empfing. In diesem matten Dämmerlicht schienen die antiken Statuen, welche sich von einem Hintergrunde immergrüner Blattgewächse plastisch abhoben, zu atmen und sich zu bewegen. Hochstrebende Bronzeleuchter mit vielfarbigen Papageienglocken wuchsen wie Riesentulpen dazwischen hervor. Und über dieser imposanten harmonischen Ausstattung ruhte die architektonische Schönheit eines lichtblau-goldenen Kuppelbaues wie das sternengeschmückte Himmelszelt selber.

Valentine schritt an der Seite ihres Gemahls die Stufen herauf. Hatte sie damals, gleich nach ihrer Verlobung und später nach ihrer Vermählung Schloß Vollrecksdorf mit freudigem, fast übermütigem Stolz betreten und bewundert, heute, jetzt glitt

ihr Blick achtlos an den blendenden Kunstwerken vorüber.

Nur erst droben in Ruhe, in Einsamkeit. Ihre Hand zitterte leise vor Ungeduld im Arm des Grafen, aber er empfand weder Teilnahme dafür, noch Neugier.

„Franz," rief er seinem hinterher schleichenden Kammerdiener über die Achsel zu, „zweiundzwanzig Grad und nicht eine Schwankung mehr! Ich steige sofort ins Bad! Du wahrscheinlich auch, Valentine? Die Thür auf!"

Franz stürzte gehorsam vorwärts nnd öffnete die Mittelthür.

Sie führte in einen großen, mit steifer Pracht ausgestatteten Festsaal, den das Ehepaar schnell durchschritt. Rechts neben diesem Saal lagen noch zwei ähnliche, aber kleinere Gesellschaftsräume, während zur linken Seite die eigentlichen Wohnzimmer sich hinbreiteten.

In diese hinein eilte der Graf mit außergewöhnlicher Lebendigkeit. Ein entzückend in Rot und Gold abgetönter Salon, von dessen Thüren und Fenstern

Sammetvorhänge in orientalischem Geschmack schwer herabfielen, bot sich zuerst dar. Durch die geschlossenen Jalousien drängten sich immerhin vereinzelte Lichtstrahlen über den spiegelglatten Parkettboden, welcher die reizvollen Formen der Möbel klar zurückwarf. Daneben ein Turmgemach in altdeutschem Stil mit geräumigem Erker, Valentinens Wohnzimmer. Daran stoßend das Eßzimmer, geradezu verschwenderisch ausgestattet mit Allem, was neuzeitlicher Luxus für diese Zwecke geboten erachtet. Demnächst im angrenzenden Seitenflügel das Zimmer des Hausherrn, das eheliche Schlafgemach und die nötigen Toilettenräume.

„Durch den Korridor wären wir eher hergekommen," sagte der Graf, als sie in das Schlafgemach eingetreten waren, dessen dekorative Ausstattung vielleicht die kostbarste, jedenfalls aber die traulichste war. „Ich denke, Du wirst Dich zurecht finden mit Hülfe der blatternasigen Jungfrau. Deine Mutter hat bei ihrer Wahl nicht gerade den besten Geschmack bewiesen. Nichts schrecklicher als ein häßliches Frauenzimmer! Also jetzt ins Bad! Auf Wiedersehen bei Tisch!"

Er drückte seine Lippen schnell auf Valentinens Stirn und eilte davon.

Die Gräfin harrte einen Moment unschlüssig auf der nämlichen Stelle und blickte ihm nach, dann schloß sie flüchtig die Augen, als wolle sie einem Eindruck nicht länger nachgeben. Ihre kalte, berechnende Natur gewann auch bald genug wieder die Oberhand gegen das grollende Gefühl der erlittenen Nichtachtung. Sie hatte freilich während der Reise schon Gelegenheit vollauf gehabt, die brutale Rücksichtslosigkeit des Grafen, hin und wieder sogar schon an ihrer eigenen Person, kennen zu lernen, aber das Bewußtsein ihrer körperlichen Reize, deren Macht sie mit Stolz und Schreck erfahren, hatte bis dahin jegliche Besorgniß siegreich aufgehoben. Mochte seine Naturveranlagung sonst sein, wie sie wollte, in Vollrecks heißer Liebe zu ihr trug sie die Macht in Händen, über solche lärmende Zwischenfälle großmütig hinwegzusehen.

Heute zum ersten Male mußte sie die unliebsame Erfahrung machen, daß dieser Zauber schwächer wirkte als gewöhnlich. Der Graf hatte im Grunde

genommen mehr Augen und Ohren für seinen Kammerdiener gehabt als für seine Gemahlin, welcher er die erschöpfende Reise gegen ihren Willen aufgezwungen. Sie hatte wie eine Fürstin empfangen werden wollen und sah sich wie eine Bittstellerin nachlässig bei Seite geschoben. Dabei schwebte ihrem gekränkten Stolz etwas wie Ahnung vor von einer Liebe, die mit ihrer Einkehr ins häusliche Heim die Wonnen der Hochzeitsreise erst besiegelt, von einer Liebe, die unabhängig von jedem äußeren Einfluß diesem ersehnten Hafen des Glückes hoffnungsvoll zustrebt.

Die Gräfin richtete sich auf und warf das Haupt zurück. Um diesen kindischen Preis hätte sie nicht Vollrecks Gemahlin werden müssen. Die Scene mit jenem armen Weibe war unter den neuen Eindrücken der Hochzeitsreise vergessen worden; darum bekümmerte sich Valentine nicht. Mehr als die Verletzung ihrer Eitelkeit empfand sie augenblicklich instinktiv die Gefahr einer Abnahme ihrer Macht diesem Sinnesmenschen gegenüber.

Sie läutete. Die Jungfer trat ein.

„Wann wird gegessen?“

„Der Herr Graf hat das Diner um vier Uhr befohlen!“

Valentine biß sich leicht auf die Lippen. Er schaltete, als wenn sie nicht anwesend sei, im Schloß. Aber ihre persönliche Würde ließ diese neue Enttäuschung nicht merkbar werden. Mit dem festen Entschluß, ihre Stellung als unantastbar hinzustellen, begab sie sich in ihr Toilettenzimmer.

Eine Stunde später betrat sie frisch und schön wie eine Rose, duftig in weiße Spitzen gekleidet, das Turmgemach. Gestärkt an Leib und Seele überschaute sie jetzt mit besorgnißfreien Blicken die Prach ihrer Umgebung, welche sie mit Darangabe einiger sentimentalen Regungen so glücklich in Besitz genommen.

Aber die Zeit schien in diesen glänzenden Räumen zu kriechen und Valentinens Stolz gestattete ihr nicht, Vollreck aufzusuchen, bevor er sich in ihrem Reiche gewissermaßen zum Dienst gemeldet.

Sie läutete abermals.

„Bringe mir Zeitungen!“

Die Jungfer schleppte eine stattliche Anzahl Blätter herbei. Die Gräfin schmiegte sich bequem in die weichen Kissen ihres Ruhesophas und begann die Nummern durchzusehen.

„Das sind alte Zeitungen," sagte sie herrisch, als sie das Datum ihres Hochzeitstages darunter bemerkte. „Bringe die neuesten!"

„Der Herr Graf hat sie für sich befohlen. Später wird Franz —"

„Es ist gut!" sagte Valentine kurz. „Geh!"

Um ihren Aerger zu ersticken, vertiefte sich die junge Frau in die letzten Spalten der einzelnen Blätter, wo die Stadtneuigkeiten aufgezeichnet zu stehen pflegten. So allgemach dem Datum nach rückwärts gehend, fiel ihr dunkles Auge auf eine Stelle, wo ihre pomphafte Hochzeitsfeier mit sehr lebendigen Farben als eine Art Haupt- und Staatsaktion geschildert und sie selbst als ein Meisterwerk der Natur verherrlicht ward. Das goß Balsam auf die neu empfangene Wunde. „Eine zweite Königin Ginevra!"

Plötzlich, um Valentinens Lippen zuckte noch das

verführerische, stolze Lächeln, fiel ihr Blick etwas tiefer auf eine beiläufig erwähnte Notiz. Sie ließ das Blatt sinken, hob es aber ebenso schnell wieder empor und las die Worte noch einmal genauer durch.

„Bei Mühlberg, eine halbe Stunde von Warneburg entfernt, wurden am dritten Juni die Leichen einer dürftig gekleideten Frauensperson und zweier Kinder ans Land gezogen. Alle Drei hielten sich im Tode noch fest umschlungen und konnten nur mit Mühe von einander getrennt werden.“

Die blühende Röte wich jäh von Valentinens Wangen. Sie warf das Blatt von sich, als habe sie heißes Eisen berührt, dann sprang sie auf und eilte in den Salon.

Die Dämmerung darin legte sich beklemmend auf die Seele der Gräfin. Sie zog eine der Jalousien empor. Sofort strömte eine blendende Lichtwelle voll und breit über ihre jugendschöne Gestalt — und in diesem Licht glaubte sie das verhärmte Antlitz der Unseligen wiederzusehen, wie es voll bitteren Neides an ihren Zügen gehangen, glaubte sie den Fluch —

Es graute ihr in dem hohen, glänzenden Raume. Sei trat vom Fenster zurück. Dort über dem Eckdivan hing das lebensgroße Portrait ihres Gatten. Sprechend ähnlich hatte der Künstler es auf die todte Leinwand hingezaubert. Mit dem vollen Uebermut seiner unfügsamen Nüchternheit schaute der Graf auf die junge Frau herab, als lache er über ihre sentimentale Anwandlung und über den Gedanken, welchen diese Anwandlung in Valentinens Hirn eingrub: „Er ist der Mörder dieser Drei gewesen!"

Und es war ihr, als lege sich ein Etwas zwischen sie und ihn, wie Grauen oder Furcht oder Mißtrauen oder — Widerwillen.

Ein Wagen rollte drunten donnernd vor das Portal.

War Besuch gekommen? Valentine atmete auf. Jetzt nur nicht allein mit Vollreck, weder in Liebe noch in Zwietracht.

Schritte kamen über den Korridor, und gleich darauf trat der Graf in Begleitung eines ziemlich untersetzten, stark echauffirten Herrn in den Salon.

„Meine liebe Valentine," Vollreck drückte und

küßte die Hand seiner Gattin mit glatter Liebenswürdigkeit, „wir haben das Vergnügen, den Kammerherrn von Gernsheim zum Diner bei uns zu sehen.“

Die Gräfin kannte den Kammerherrn bereits von ihrer Hochzeit her. Sie hieß ihn mit einigen höflichen Worten, welche ihre innere Unruhe bewunderungswürdig verhüllten, willkommen.

„Ich würde diesen Ueberfall nie gewagt haben, gnädigste Gräfin,“ sagte Gernsheim sehr verbindlich, „wenn ich gewußt hätte, daß mein Freund Vollreck erst seit etlichen Stunden wieder die Zügel der Regierung auf seinem Stammsitz ergriffen hat.“

„Mach' Dir deshalb keine Kopfschmerzen, der Ueberfall gefällt mir, alter Turteltäuberich! Der Spitzname ist gut — was, Valentine? Gernsheim hat ihn auch ruhig einstecken müssen vonwegen einiger dunkler Nebelflecken auf seinem heißen Herzen. Da kommt der Diener! Mein Appetit würde einem Patagonier Ehre machen. Allons zur Tafel!“

Vollreck hatte doppelte Gründe, die Anwesenheit eines Dritten willkommen zu heißen. Erstens konnte er ein Gefühl der Langeweile nicht unterdrücken, und

zweitens hatte sein Faktotum Franz ihm zaudernd eine solche Fülle unliebsamer Mahnbriefe überreicht, daß er in heller Wut aufgesprungen war und versprochen hatte, Jeden mit der Peitsche zu regaliren, der noch einmal das Wort Rechnung vor ihm aussprechen würde.

Bei Tisch besserte sich mit dem reichlich genossenen Weine die gute Laune des Grafen zusehends. „Was giebt's Neues in Eurem alten, wurmstichigen Neste?"

„Ah, eine sehr interessante Neuigkeit!" Das rote Gesicht des Kammerherrn verklärte sich förmlich. „Se. Hoheit der Herzog wird binnen vierzehn Tagen spätestens in seiner Residenz zu dauerndem Aufenthalt eintreffen."

„Nicht möglich! Warst Du in Meran, Gernsheimchen?"

„Komme eigentlich direkt dort her, machte Sr. Hoheit meine Aufwartung! Der Herzog ist gesund wie ein Fisch im Wasser und lustig wie ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren. Ich sage Dir, voll launiger Einfälle. Wie ich ihn kenne, wird er

seine weisen Vertreter hier eines schönen Morgens überraschen: ‚Guten Tag, meine Herren! Was noch zu besorgen ist, besorge ich selbst!‘ Wir sind aus dem Lachen kaum herausgekommen. Da war in Meran eine alte Person, die als Dienerin eine junge Mohrin besaß. Der schüchterne Paris, wie die Umgebung des Herzogs den blonden Herrenburg nennt, schlich eines Tages hinter dieser krausköpfigen Venus verstohlen drein. Wie wir später bei Tisch sitzen, ruft der Herzog über die ganze Tafel: ‚Lieber Graf, Sie haben sich ja schwarz gemacht!‘ Herrenburg sucht im Taschenspiegel und wird ganz verlegen. ‚Wie so, Ew. Hoheit?‘ — ‚Nun, an der hübschen Mohrin!‘ Wir wären beinahe erstickt!“

Vollreck lachte. „Da wird endlich Leben in die Bude kommen!“

Gernsheim erhob sein Glas gegen Valentine. „Se. Hoheit übersendet der Gräfin Vollreck seine verspäteten Glückwünsche. Er erinnert sich, wie er zu sagen geruhte, des reizenden Backfischchens im Flügelkleide mit den langen dunklen Zöpfen sehr wohl.“

Die junge Frau errötete vor Stolz und Ver-

gnügen. „Der Herzog ist sehr gütig, und ich empfange diesen Glückwunsch mit aufrichtigem Dank."

Der Kammerherr verbeugte sich. „Se. Hoheit nahm sehr viel Interesse an der augenblicklich in seiner Residenz herrschenden geistreichen Strömung in der Gesellschaft, wie denn der Herzog überhaupt ein nahezu schwärmerischer Verehrer und Bewunderer der schönen Künste ist. Die Herren Künstler werden unter ihm goldene Tage haben. Er möchte am liebsten einen neuen Medicäischen Hof erblühen sehen. Die Geschichte von dem sogenannten Dichter-Kandidaten und von dessen Umsattlung ins Reich des Aeschylos hat ihn lebhaft interessirt."

Valentinens Farbe war erblichen. Wohnte denn in diesem herrlichen Schlosse, ihrem Besitztum, ein tückischer Dämon, welcher ihr jede Freude, jeden Genuß durch irgend eine qualvolle Erinnerung vergällte? Armin Falk! Sie sah ihn vor sich stehen, glühend in seiner Liebe, gemessen in seinem Zorn. Da bemerkte sie den lauernden Blick ihres Gatten und zuckte vornehm nachlässig die Achsel. „Ein zweiter Schiller wird er ja wohl nicht werden, wenn

Herr von Göpping sich auch noch so sehr bemüht, ihn zu einem solchen heraufzuschrauben. Wir wollen nur erst seine weiteren Leistungen abwarten!"

Damit hob sie die Tafel auf und zog sich, Ermüdung vorschützend, in ihr einsames, glänzendes Reich zurück.

Und einsam blieb es vor der Hand.

Der Graf litt an den Nachwehen der Reisestrapazen. Seine Nerven führten, wie er behauptete, eine Höllentarantella in ihm auf, während jeder Muskel seines Körpers sich in dem angenehmen Futteral eines spanischen Stiefels eingeklemmt befände. Etwas Wahres war an dieser Behauptung, nur hätte er hinzufügen müssen, daß die Eisregion, welche täglich weiter gegen seine Strohfeuerliebe vordrang, sich bereits ganz und gar auf die Gefilde schwiegermütterlicher Annäherungen erstreckte, was ihn einen Besuch in Warneburg mit einer Prozedur vergleichen ließ, welche die Assyrer zuweilen bei schlechter Laune gegen ihre Gefangenen anwandten, indem sie dieselben gratis ihrer Haut entledigten.

Da es Vollreck garnicht darauf ankam, dieser

und ähnlicher scherzhaften Anspielungen auch in Gegenwart seiner Gemahlin Erwähnung zu thun, beschloß Valentine, Mutter und Schwester zu sich nach Vollrecksdorf einzuladen, denn niemals würde sie ihrem Stolze einen ersten Besuch im Elternhause ohne des Gatten Begleitung abgerungen haben. Das Unwohlsein des Grafen gab überdies den triftigsten Entschuldigungsgrund hierzu.

Und während die Geheimrätin an Lonny's Seite voll mütterlicher Sehnsucht ihrer so glänzend versorgten Tochter entgegeneilte, stand Valentine in Zweifeln verloren, ob sie ihre getäuschten Empfindungen der Mutter anvertrauen solle oder nicht. Aber der Stolz siegte abermals. Nein, Niemand sollte ahnen, daß Vollrecks Leidenschaft bis auf ein Minimum bereits gesunken, daß er gestern Abend ihre Hand kaum zur Gute Nacht berührt und mit der Versicherung entschlummert war, auf ein weniger eingeschachteltes und beklemmendes Schlafgemach fahnden zu wollen, um Träumen zu entgehen, gegen welche Schumanns Traumeswirren abgestandenes Zuckerwasser seien.

Die junge, schöne Frau, so schnell von dem

felsenfesten Glauben an ihre siegreiche Macht hintergangen, sah das Scepter täglich mehr ihren Händen entwunden. Täglich wuchs auch das stumme Gefühl der Bitterkeit in ihr, der Scheu, mit den Einblicken, welche sie in ihres Gatten Charaktereigentümlichkeiten erhielt. Noch trieb aber die Klugheit Valentine an, seine Liebe zurückzuzwingen, diese Liebe, welche ihr im Geheimen widerstrebte.

Sie erinnerte Vollreck an die Wiederaufnahme des Reitunterrichts.

Er ließ, da in dem Höllenfandango seiner Nerven gerade eine Pause eingetreten zu sein schien, zwei Pferde vorführen. Mit einigen galanten Worten hob er das schöne Weib in den Sattel. Ihr Anblick in dem knappen, dunklen Reitkostüm war so bezaubernd, daß Vollreck mit einem fast zärtlich heißen Lächeln die erste Lektion begann. Valentinens Augen erglänzten schon stolz befriedigt, als der Rausch sich schnell zu verflüchtigen begann. Ohne Rücksicht auf die Reiterin dressirte der Graf, seiner Lieblingsneigung folgend, an dem Pferde selbst herum, so daß Valentine um ein Haar aus dem Sattel gestürzt wäre.

„Jede dalmatische Bäckerfrau sitzt besser zu Pferde als Ihr deutschen Madonnen," sagte der Graf halb ärgerlich, halb spöttisch. „Schiller hat Recht: Ihr müßt flechten und weben!" Damit schwang er sich selbst auf den lustig wiehernden Goldfuchs und jagte wie von Hornissen verfolgt querfeldein ins freie Land.

Daran dachte Valentie und auch daran, daß ihr vor der Einsamkeit des Landlebens grauete, während sie ungeduldig am Erkerfenster lehnte und auf die Allee hinabsah, in welcher der erwartete Wagen sich noch immer nicht zeigen wollte.

Endlich erhob sich eine Staubwolke zwischen den dunklen Stämmen.

Valentinens Herz schlug heftiger. Wie anders, wie ganz anders hatte sich ihr Stolz, ihre ungemessene Eitelkeit, dieses erste Wiedersehen ausgemalt!

Sie raffte sich energisch auf und trat in ihres Gatten Arbeitszimmer, wo der Graf im Divan lehnte, las und rauchte.

„Meine Mutter kommt!" sagte sie mit sehr entschiedener Betonung.

Er blickte aus seinen etwas geschlitzten Augen

mit einem Gefühl von Lachlust und spöttischer Gravität zu ihr auf, dann erhob er sich langsam.

„Der kleine Familiennaseweis doch auch?"

„Lonny ist ein Kind."

„Aber ein verzweifelt hübsches! Deine Mutter wird wenig Mühe haben, hoffe ich."

Die Gräfin biß sich leicht auf die Lippe. Diese erste Anspielung verletzte sie in ihrer augenblicklichen Stimmung wie ein Dolchstich.

„Nun, gehen wir?" fragte Vollreck zuvorkommend ihr seinen Arm darreichend.

Sie nahm ihn an. Arm in Arm gelangten sie vor das Portal in demselben Moment, als der Diener die Wagenthür aufriß und dann vor dem gräflichen Paare zurücktrat.

Die Geheimrätin reichte ihrem Schwiegersohn entzückt die Hand, welche er schnell an seine Lippen zog, dann drückte sie ihre Lieblingstochter voll Zärtlichkeit an sich in dem stolzen Bewußtsein, sie zu ihrer glänzenden Stellung sorgfältig erzogen zu haben, während Lonny wie eine weiße Elfe aus dem Wagen

flatterte und dem Grafen gerade so flüchtig die Hand hinstreckte, daß er glauben konnte, dieser Gruß habe ihm gegolten.

Sie fand ihn heute im Sonnenschein noch viel häßlicher als zuvor.

„Kommt, meine Kinder!“ sagte die Geheimrätin mit Emphase vor der ganzen Dienerschaft, als sie zwischen dem jungen Paare das Treppenhaus betrat.

Sie schien zu erwarten, daß Vollreck ihr nun seinen Arm anbieten werde, sie die Stufen hinauf zu führen, aber der Graf trat mit lächelnder Höflichkeit bei Seite. „Heute überlasse ich diesen Vorzug einmal meiner Gattin!“

„Und ich laufe voraus!“ rief Lonny schleunigst davonspringend.

Droben, den glücklichen aber doch forschenden Blicken der Mutter und den strahlenden Kinderaugen Lonny's gegenüber, begann erst Valentinens eigentliche Riesenaufgabe, welche ihr zu erschweren Vollreck sich mit liebenswürdiger Virtuosität angelegen sein ließ.

Die Geheimrätin pries mit etwas überschwenglichen Worten den Ehestand, welcher allein Glück und

Befriedigung gewähre, worauf Vollreck bejahend nickte, um sodann scherzend fortzufahren.

„Wissen Sie, verehrte Mama, worin der größte Reiz der Ehe läge? Wenn sie an verschiedenen Orten, vielleicht in zwei Weltteilen durchgeführt würde. Denken Sie, welche Dauerhaftigkeit der Flitterwochen, über deren Wortabstammung die Gelehrten uns noch immer Harlekinsprünge vormachen! Welche Uebereinstimmung der Charaktere! Welche nie rastende Gefühlsfrische! Ich möchte den Ehemann sehen, welcher je über die unerschöpfliche Redegewandtheit seiner Gemahlin klagte, und die Ehefrau, welche Ursache hätte, den Grundtext einer häuslichen Predigt nachzuschlagen! Jeder würde auf diese Weise so glücklich werden, als hätte nie ein Bonze die Hand auf ihn gelegt.“

Frau von Klingström lachte, weil Valentine den Scherz richtig zu verstehen schien. „Die Erfahrung lehrt, lieber Sohn, daß das Glück übermütig macht.“

Als die Geheimrätin und Lonny wieder im Wagen saßen und heim fuhren, rief Letztere plötzlich, ihr blondes Köpfchen trotzig aufwerfend. „Mama,

weißt Du, daß ich an Valentinens Stelle solche Neckerei nicht litte? Es ist abscheulich von Vollreck, derlei Dinge zu denken, geschweige denn auszusprechen!"

Die Geheimrätin seufzte, nun der Zauber des schönen Besitztums etwas schwächer nachwirkte, ganz leise. Auch ihr war die Luft im Schloß Vollrecksdorf ein klein wenig beängstigend auf die Brust gefallen. —

Die Rückkehr des Herzogs hatte sich trotz der Gernsheimschen Prophezeiung bis zu Anfang des Monats August hingezögert. Da endlich brachten die Zeitungen Spannung erweckende Berichte von Ehrenpforten, Illumination, altdeutsch gekleideten Jungfrauen, von einem solennen Festmahl, welches die städtischen Behörden veranstalten wollten, und einer darauf folgenden Ballfestlichkeit der Stände.

Im Komité dieser Letzteren saß Graf Vollreck, das heißt, sein Name stand auf dem Papier obenan, während er selbst außer einer kurzen Zusage an seinen Freund Gernsheim kein Glied in der Sache rührte.

Valentine dagegen befand sich in gehobenster Laune. Schon der Gedanke, endlich einmal ihre persönlichen und gesellschaftlichen Vorzüge vor be-

rufenen Augen enthüllen zu können, ließ sie die bitteren Erfahrungen ihrer jungen Ehe nahezu vergessen.

Es war selbstverständlich, daß sie der Stellung ihres Gemahls entsprechend der Toilettenfrage sich wie den Gewissensfragen eines Inquisitionsgerichts rückhaltslos hingab. Der Herzog sollte finden, daß die Jahre der Reife dem entzückenden Backfisch nur gegeben, nichts genommen hatten. Mit Entzücken durchmusterte die schöne Frau ihre Juwelenschätze, deren Blitzen und Funkeln sie mit ihrem Geschick vollständig versöhnte.

Was lag ihr in der Erwartung der festlichen Tage daran, daß der Graf seinem Vorsatz getreu sein Schlafgemach mit einem Zimmer zu ebener Erde vertauscht hatte, daß er tagelang in übelster Laune jede ihrer Aeußerungen mit seinem beißendsten Hohn erwiderte und sich nicht scheute, durch Anspielungen auf ihre ärmlichen Verhältnisse daheim, ihr Zartgefühl mehr als einmal zu verletzen.

Am Tage ihrer Abreise, als Valentine gerade mit Hülfe der Jungfer ihren Schmuckkasten in den unergründlichen Tiefen des Reisekorbes verschwinden

sah, erhielt sie durch den Diener die Mittagspost zugestellt. Ein etwas schwülstiger Erguß ihrer Mutter und nichts bedeutendes Freundinnengeschwätz, dann zwei Briefe mit dem Poststempel Leipzig. Valentine öffnete letztere ziemlich ungeduldig.

„Welche Unverschämtheit!" sagte sie dann beinahe laut. „Es ist ja empörend!"

Aber ihre dunklen Augen sahen doch mit einem befremdeten Ausdruck auf den schimmernden Luxus ihrer Umgebung und auf die Stelle, wo der Rosenholzkasten mit seinem kostbaren Inhalt soeben verschwunden war.

„Ob ich Berthold davon in Kenntniß setze?"

Sie wußte, daß der Graf heute in einem Zornesanfall, dessen Heftigkeit mit den steigenden Geldverlegenheiten zu wachsen schien, sich beinahe thätlich an seinem Faktotum Franz vergriffen hatte, und wollte nicht gerade kurz vor der Abfahrt eine zweite Scene herbeiführen. Die junge Frau warf demgemäß die beiden Briefe in ein Fach ihres Schreibtisches und erwartete ihren Gatten mit jener kühlen Höflichkeit, welche sie sich um ihrer selbst willen im Verkehr mit diesem unberechenbaren Manne angewöhnt.

Ende des zweiten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft. (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins.)